Das beste Erbtheil.

Eine Erzählung

von dem

Verfasser der Ostereier.

Neue, illustrirte Originalauflage.

Mit Stahlstich und feinen Holzschnittbildern.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.



Das beste Erbtheil.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Das

beste Erbtheil.

Eine Erzählung

von dem

Verfasser der Ostereier.



Neue, illustrirte Originalauflage.

Mit Stahlstich und feinen Holzschnittbildern.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1871.

Vorrede.

Unter den noch ungedruckten Schriften des Verfassers der Ostereier, die er zum Behufe der Gesammtausgabe seiner Erzählungen durchsuchte, fand sich auch die vorliegende.

Er gab sie einem hochgestellten Freunde von ausgezeichneter Beurtheilungskraft, besonders in diesem Fache, zum Durchlesen.

Dieser versicherte: Die Erzählung „Das beste Erbtheil" sei eine der allerbesten Erzählungen des Verfassers, und es sei zu wünschen, daß sie nicht nur in die Gesammtausgabe aufgenommen, sondern auch einzeln abgedruckt werde, weil sie für Viele, die man nicht wohl mit der Gesammtausgabe beschenken kann, ein

eben so angenehmes als nützliches Geschenk sein werde.

Der Unterzeichnete hofft zuversichtlich, daß er die Befolgung dieses Rathes nicht werde zu bereuen haben, sondern daß vielmehr Gott Seinen Segen dazu geben werde.

Christoph von Schmid.

Erstes Kapitel.

Die Familie Vollmar.

Friedrich Vollmar, ein angesehener Kaufherr, und Therese, seine vortreffliche Ehegattin, gehörten mit ihren zwei hoffnungsvollen Kindern, Max und Francisca, nicht nur unter die reichsten, sondern — was noch mehr ist — unter die würdigsten Familien einer großen Handelsstadt. Herr Vollmar hatte seine Handlung von seinem Vater in einem sehr guten Zustande übernommen. Durch Kenntniß, Fleiß und Rechtschaffenheit gelang es ihm, seine Geschäfte noch mehr in das Große zu treiben, und sich sehr bedeutende Reichthümer zu erwerben. Der bescheidene Mann aber sagte öfter zu seiner Hausfrau: „Liebe Therese! Alles, was wir haben, ist Gottes reicher Segen; unser größter Schatz aber sind unsere Kinder. Diese gut zu

erziehen, sei die wichtigste Angelegenheit unsers Herzens."

Bisher hatte Herr Vollmar in seinen Handlungsgeschäften Nichts als Glück gehabt. Allein



nun kam es anders! Eines Morgens, da Herr Vollmar in dem gewöhnlichen Wohnzimmer mit Frau und Kindern bei dem Frühstücke saß, kam der Briefträger und brachte einen Brief, der die Nachricht enthielt: ein großes Handelshaus, mit dem Herr Vollmar in Verbindung stand, habe ganz unerwartet seine Zahlungen eingestellt, und die Schuldenlast sei ungeheuer groß.

Das war für Herrn Vollmar ein harter Schlag! Ein großer Theil seines Vermögens war verloren. Allein wie Glück und Reichthum ihn nicht über-

müthig gemacht hatten, so machte ihn Unglück und Verlust nicht kleinmüthig. „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen," sprach er zu seiner Frau, und sie fuhr fort: „Der Name des Herrn sei gebenedeit."

Der weise Vater benützte dieses traurige Ereigniß sogleich zur Belehrung seiner Kinder. „Das ist es," sprach er, „was ich Euch immer sage: Auf die Reichthümer dieser Erde dürfen wir uns nicht verlassen, sondern allein auf Gott, der sie uns gibt und nimmt, und sie uns wieder geben kann, wenn er es Seinen weisesten Absichten gemäß findet.

„Dieß könnet Ihr recht auffallend aus der Geschichte Eures Urgroßvaters und Eurer Urgroßmutter, sowie Eures Großvaters und Eurer Großmutter ersehen, deren Bildnisse in reiche goldene Rahmen gefaßt, die schönste Zierde dieses Zimmers sind.

„Euer Urgroßvater, mein Großvater, Lukas Vollmar, war wohl der reichste Mann in der Stadt.

Alles zusammen, was wir hatten und noch haben, war, im Vergleich mit seinem Vermögen, nur wenig. Allein durch den dreißigjährigen Krieg, von dem ihr oft reden gehört, wurde er arm. Er mußte sich vor dem Feinde flüchten. Meine Großmutter hatte diesen Jammer nicht mehr erlebt.

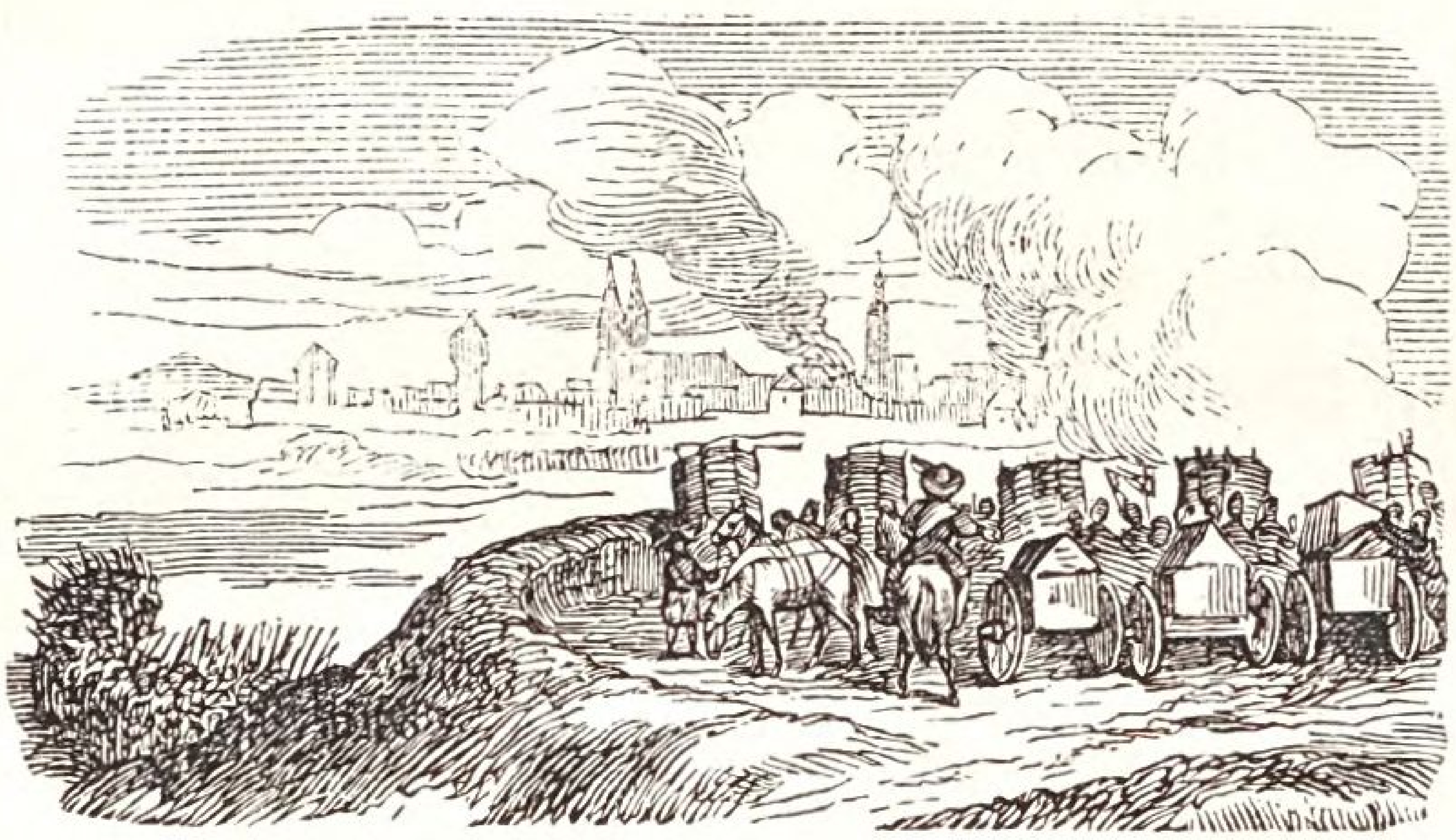




Sie war kurz zuvor, ehe der Großvater sich zur Flucht genöthigt sah, gestorben. Der einzige Sohn, den sie hatten, mein Vater, war damals noch ein zartes Knäblein; mein Großvater hatte ihn auf seiner Flucht mit sich genommen.

„Bald darauf wurde diese unsere Stadt von dem Feinde hart bedrängt; unzählige Kugeln, von denen man hie und da noch eine eingemauert findet, wurden in die Stadt geworfen, viele Häuser in

Asche gelegt. Auch in dieses unser Haus, das wir jetzt noch bewohnen, fiel eine große Bombenkugel und richtete große Verheerungen an, jedoch ohne es in Brand zu stecken. Die Stadt wurde vom Feinde erobert und geplündert. Viele Familien



geriethen in das äußerste Elend; Hunger und ansteckende Krankheiten rafften viele Menschen hinweg. Es war eine betrübte, jammervolle Zeit.

„Mein ehrwürdiger Großvater lebte indeß im fremden Lande. Es ging ihm da sehr hart. Er hatte sich auf seine Reise wohl mit Geld versehen, allein es traf ihn das Unglück, unterwegs von dem Feinde ausgeraubt zu werden. Die Freunde, bei denen er eine gute Aufnahme zu finden gehofft, thaten gegen ihn sehr fremd.

So lange er reich gewesen, hatten sie ihn hoch geehrt; da er aber in dürftigen Umständen bei ihnen angekommen war, wollten sie ihn kaum mehr kennen. Er mußte sich glücklich schätzen, bei einem Kriegscommissär, der die Lieferungen zur Armee besorgte, eine kleine Anstellung zu finden. Er brachte seinen Sohn Hugo, meinen Vater, sobald dieser das erforderliche Alter erreicht hatte, in einem sehr guten, einige Meilen von seinem damaligen Aufenthalte entfernten Handelshause als Lehrling unter. Als mein Vater ungefähr vierzehn Jahre alt war, wurde mein Großvater plötzlich von dem hitzigen Fieber ergriffen, das durch den Krieg sich auch in jene Gegend verbreitet hatte. Der Großvater ahnete seinen nahen Tod, und ließ sogleich einen eigenen Boten abfertigen, seinen geliebten Hugo, diesen seinen einzigen Sohn, an sein Sterbebett zu rufen. Allein als der Sohn ankam — erblickte er nur noch die Leiche des geliebten Vaters, und benetzte dessen erblaßtes Angesicht mit heißen Thränen. So starb dieser edle Mann, der vor wenigen Jahren noch in großem Ansehen stand und große Reichthümer besaß, im fremden Lande

— so zu sagen als landesflüchtig — in Armuth und Elend. Der Jammer seines Sohnes bei der Leiche des geliebten Vaters war unaussprechlich. Er hielt sich aber von nun an, da er jeder menschlichen Stütze beraubt war, desto fester an Gott.

„Nachdem Hugo seine Lehrjahre zurückgelegt, bei seinem Lehrherrn noch einige Zeit als Handlungsdiener unermüdet gearbeitet, es in der Folge bis zum ersten Buchhalter gebracht hatte, und endlich der furchtbare Krieg beendigt war und die Welt sich wieder des Friedens erfreute, kehrte Hugo, mein geliebter



Vater, in diese unsere Vaterstadt zurück, — arm an Gütern dieser Erde, aber reich an Kenntniß und Tugend. Er hatte sich zu einem trefflichen Kaufmanne gebildet. Durch die weise Vorsorge des Magistrats war ihm doch wenigstens dieses unser gegenwärtiges Haus erhalten worden. Allein er fand darin nur leere Kästen; jedoch waren diese

vortrefflich gemalten zwei Bildnisse seiner Eltern zu seiner großen Freude noch unversehrt vorhanden. Seht sie einmal recht an!" sprach er zu seinen Kindern. „Hat dieser Euer Urgroßvater, in seiner alterthümlichen Tracht, nicht ein recht würdiges Aussehen? Und Eure Urgroßmutter, sieht man es ihr nicht an, daß sie eine recht fromme, bescheidene, sanfte Frau war? Ja, meine lieben Kinder, Beide waren edle Menschen, wahre Christen.

„Betrachtet nun auch die zwei Bildnisse meines Vaters und meiner Mutter, Eurer Großeltern. Ich habe beide malen, und so wie die anderen zwei Gemälde in goldene Rahmen fassen lassen. Den edlen, vortrefflichen Hugo Vollmar hast Du, Max, noch gekannt und kannst Dir ihn noch vorstellen. Er hat Dich oft auf seinen Armen getragen und auf seinen Knien geschaukelt. An die gute, liebreiche Frau, die immer so freundlich gegen Euch war, und Euch so reichliche Weihnachtsgaben bescherte, erinnert Ihr Euch wohl noch Beide! Mein seliger Vater — dieser Euer Großvater — mußte seine Handlung mit Nichts, ja so zu sagen

mit weniger als Nichts, mit Schulden auf's Neue wieder anfangen. Er wählte sich dennoch keine reiche, sondern eine sehr verständige und tugendhafte Bürgerstochter zu seiner Ehegattin, deren Eltern durch den Krieg auch Alles verloren hatten. Er war überzeugt, mit ihr in seinem Hauswesen weiter zu kommen, als mit einer Andern, die zwar viel Geld, aber wenig Verstand und Tugend hätte. Seine Geschäftskunde, sein Fleiß, seine Thätigkeit, seine Rechtschaffenheit, sowie ihre weise Sparsamkeit, ihre Einsicht in Führung des Hauswesens halfen zusammen, daß sie zu einem nicht unbedeutenden Wohlstand gelangten.

„Nun hört noch, was für gute Lehren diese Geschichte für Euch enthält!

„Wie das Beispiel Eures Urgroßvaters Euch lehrt, wie leicht man ohne sein Verschulden ein großes Vermögen verlieren und davon Nichts übrig behalten könne, so zeigt das Beispiel Eures Großvaters, wie man bei Gottesfurcht, Fleiß und Rechtschaffenheit von Nichts zu Etwas kommen könne.

„Was mein Vater mir öfter sagte, hat er mir auch mit seinem Beispiele gezeigt. So wohlhabend er wurde — er blieb immer bei seiner einfachen, bürgerlichen Lebensart; er machte keine unnütze Ausgaben, sondern legte immer Etwas auf die Zeit der Noth zurück. Indeß war er durchaus nicht knickerisch. Er hatte immer die geschicktesten und treuesten Handlungsdiener und die besten Dienstboten, weil er sie gut behandelte und gut bezahlte. Er war ein großer Wohlthäter der Armen.



„Seine Lehre, sein Beispiel glaube nun auch ich getreulich befolgt zu haben. Wenn ich und Eure Mutter, wozu wir wohl das Geld hatten, großen Aufwand gemacht, prächtige Hauseinrichtung angeschafft, große Tafeln gegeben, Kutsche und Pferde gehalten, Vergnügungsreisen und dergleichen gemacht hätten, so wären wir jetzt sehr schlimm daran. Der große Verlust, den wir jetzt erleiden müssen, könnte wohl den Sturz unsers

Handelshauses nach sich ziehen. So aber läßt er sich verschmerzen. Er wird in meiner Handlung keine bedeutende Störung machen. Ich kann meine Geschäfte nach wie ehevor fortsetzen; wir brauchen in unserer gewohnten Lebensweise keine Einschränkungen zu machen, die, wenn man plötzlich sich dazu gezwungen sieht, immer empfindlich fallen und beschämend sind.

„Reichthum hat überhaupt große Gefahren. Die Kinder reicher Eltern werden gar zu leicht nachlässig, und mögen sich keine rechte Mühe geben, Etwas zu lernen; sie glauben, es nicht nöthig zu haben. Wenn man sich Alles, was man wünscht, anschaffen kann, verfällt man leicht in Prachtliebe und Vergnügungssucht. Dieser unser Verlust kann uns hingegen zum Gewinne werden und uns zum großen Segen gereichen, wenn wir lernen, mehr auf Gott zu vertrauen als auf Geld und Gut — wenn auch Ihr immer mehr einsehen lernet, wie nothwendig Arbeitsamkeit, weise Sparsamkeit und Genügsamkeit sei. Dieß will Gott uns lehren, indem Er uns jetzt einen Theil unsers Vermögens

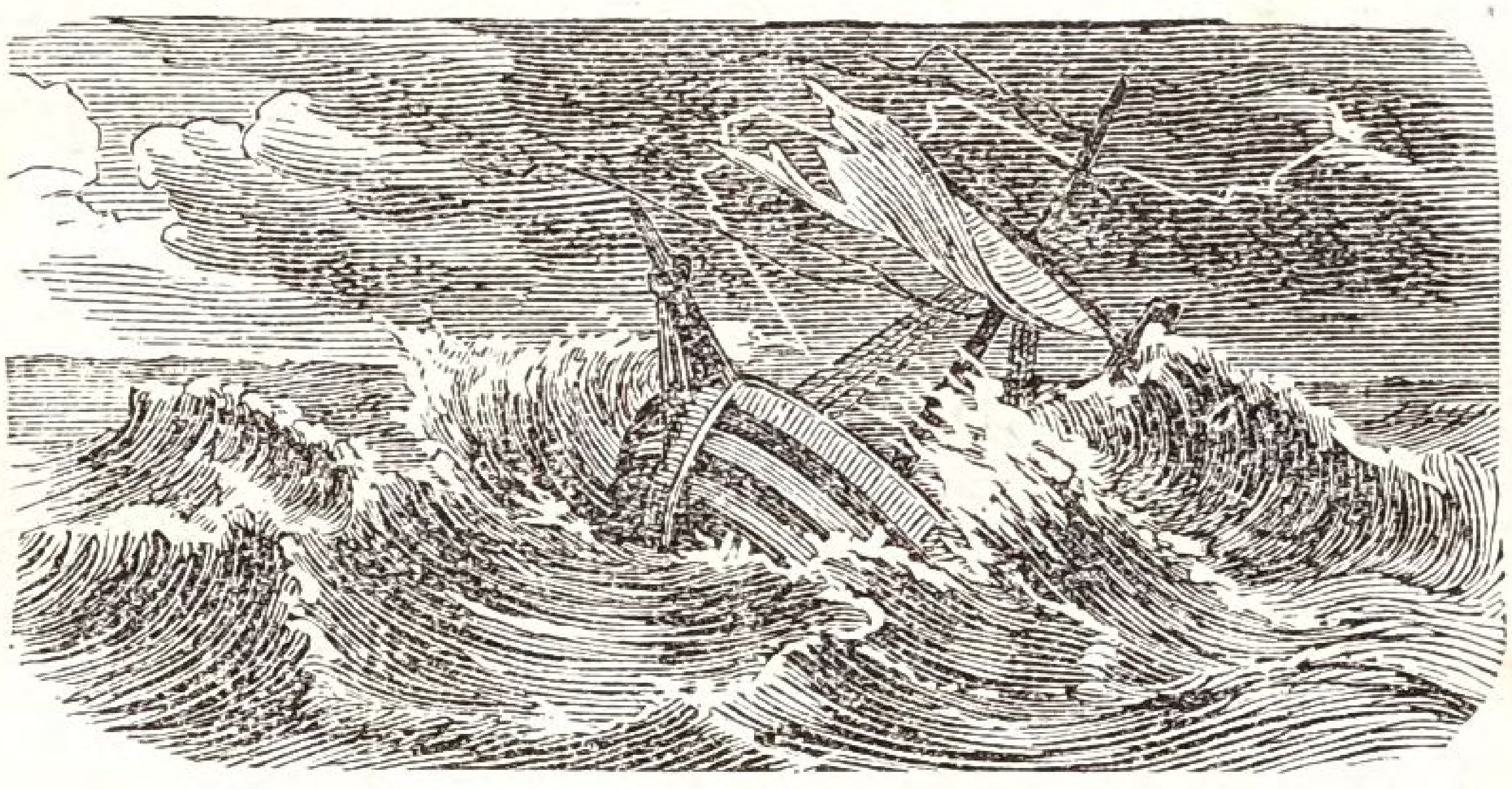
entzieht. Macht diese Lehre Euch zu Nutzen und laßt uns Gott für Seine Schickung danken."

So redete Herr Vollmar mit seinen Kindern, und wußte so aus einem Ereignisse, das ihm Schaden brachte, höheren Vortheil zu ziehen, wie die Biene auch aus schädlichen Blumen Honig zu sammeln weiß.

Der Sturz des großen Handelshauses, bei dem Herr Vollmar so Vieles verloren hatte, zog den Fall einiger anderer Kaufleute nach sich, an denen er abermal verlor. Herr Vollmar bedauerte sie von Herzen. „Sie sind viel unglücklicher als ich," sagte er; „wie gerne wollte ich Allen helfen, wenn es in meiner Macht stünde." Indeß that er, was er konnte. Er unterstützte Diejenigen, denen noch zu helfen war, so großmüthig mit Geld und Bürgschaften, daß sie ihre Geschäfte wieder fortsetzen konnten.

Allein die Zeiten wurden dem Handel immer ungünstiger, und er gerieth großen Theils in's Stocken. Nach manchen Waaren, die vor kurzer

Zeit noch guten Absatz gefunden, war keine Nachfrage mehr; sie blieben liegen. „Je nun,“ sagte Herr Vollmar, „die Zeiten sind verschieden. Auch der Landmann hofft, wenn er den Acker im Schweiße seines Angesichts angebaut hat, auf eine reiche Aernte; aber ungünstige Witterung und Hagelschlag vereiteln nicht selten seine Hoffnung. Wie sollte es dem Kaufmanne besser gehen! Allein bei Allem, was geschieht, hat Gott seine weisesten Absichten; auch was uns unangenehm dünkt, dient uns zum Besten. Wir müssen uns darein ergeben, und demüthig und vertrauensvoll sagen: Sein heiliger Wille geschehe!“



Ein neuer Unglücksfall traf Herrn Vollmar sehr schmerzlich. Ein Schiff mit Waaren von großem Werthe, auf die er bereits große Bestell-

ungen hatte, war untergegangen. Er war darüber allerdings sehr bestürzt; allein er sagte: „Gottlob, daß doch wenigstens die Mannschaft gerettet wurde! Ein Menschenleben ist mehr werth, als die ganze reiche Ladung des untergegangenen Schiffes.“

Indeß fing die Lage des Herrn Vollmar denn doch an bedenklich zu werden. Er setzte sich an seine Handlungsbücher und berechnete den gegenwärtigen Zustand seines Vermögens. „Leider!“ sagte er, als er die Feder weglegte, „kann es dazu kommen, daß ich meine Handlung aufgeben muß, und von meinem Vermögen mir nur wenig bleiben wird. Indeß gereicht es mir doch zum Troste, daß ich als ehrlicher Mann alle meine Gläubiger befriedigen kann, und daß Niemand an mir verlieren wird; mein Gewissen vor Gott und meine Ehre vor den Menschen bleiben unbefleckt, und kein Mensch wird sich versucht fühlen, mir zu fluchen. Wenn ich indeß von meinen Gläubigern nur nicht gepreßt werde — wenn sie mir Zeit gestatten, meine Geschäfte zu ordnen, so hoffe ich mich aus der gegenwärtigen Verlegenheit ganz gewiß heraus zu reißen.“

Allein ein sehr reicher Wechselherr drohte diese Hoffnung zu vereiteln. Herr Vollmar hatte ihm in Zeit von acht Tagen einen Wechsel von mehrern tausend Gulden zu bezahlen. Er bat ihn um eine längere Frist. Allein der reiche Mann sagte mit der größten Gleichgiltigkeit: „Sie zahlen —



oder ich klage auf Wechselarrest. Wenn ich heute über acht Tage — das ist," sagte er, indem er in seinen Kalender sah — „am Donnerstage den zwanzigsten Juni dieses Jahres — mein Geld nicht baar und blank, und in guten, gangbaren Sorten hier auf dem Tische sehe, so wandern Sie unvermeidlich in das Gefängniß."

Herr Vollmar ging sehr bekümmert nach Hause. „Ach," seufzte er auf dem Wege, „mir ist es

nur um meine gute Frau und meine lieben Kinder! O wie werden sie jammern, wenn der Vater sich in das Gefängniß begeben muß! Guter, barmherziger Gott, wende Du diesen Jammer von ihnen ab!"

Zweites Kapitel.

Der blinde Greis.

Herr Vollmar entschloß sich, zwei Freunde, denen er in früheren Zeiten schon öfter aus Geldverlegenheiten geholfen hatte, zu ersuchen, ihm die benöthigte Summe vorzustrecken. Er wußte, daß Beide zusammen über so viel vorräthiges Geld, als er nöthig hatte, verfügen konnten, und er zweifelte nicht, sie würden seiner Versicherung glauben, daß bei ihm keine Gefahr sei, auch nur einen Gulden zu verlieren. Allein der Eine sagte mit ganz ausnehmender Höflichkeit, es thue ihm unendlich leid, daß er nicht dienen könne, indem er gegenwärtig selbst eine bedeutende Zahlung zu leisten habe; der Andere zuckte die Achseln und ließ sich nicht undeutlich merken, daß er den Versicherungen des Herrn Vollmar nicht so ganz glaube,

und dessen Umstände für verzweifelt halte. Dieser Undank seiner vermeinten Freunde schmerzte Herrn Vollmar tief. „Allein,“ dachte er, „es ist mir doch noch Ein Freund geblieben, der mich gewiß nicht verläßt.“ Er ging vor das Stadtthor. „Ja, Du lieber Gott,“ sprach er mit einem Blick zum



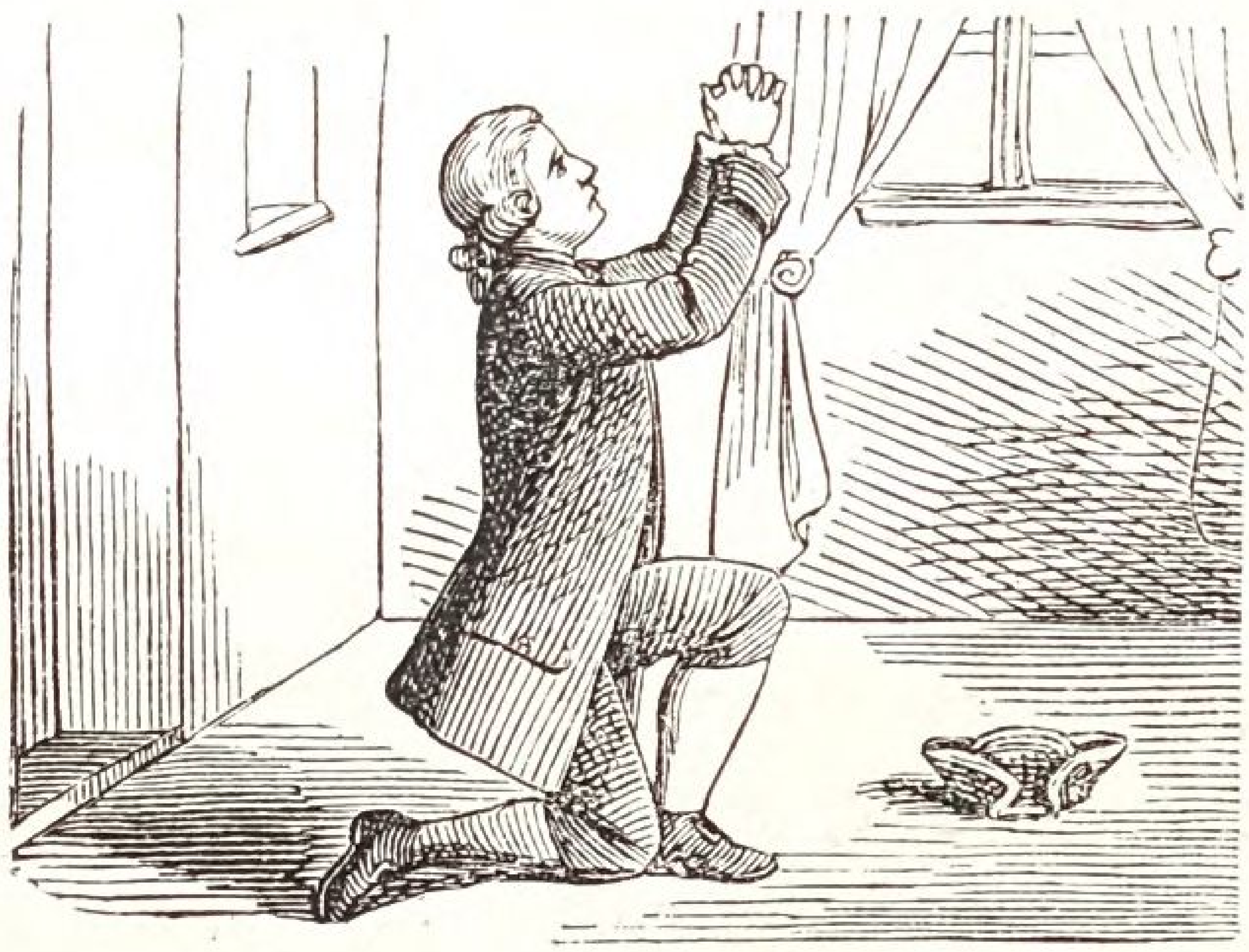
Himmel, sobald er in das Freie kam, „Du kannst, Du wirst mich nicht verlassen. Dir habe ich immer vertraut! Dir empfehle ich mein Weib und meine Kinder! Du wirst für uns Alle väterlich sorgen.“

Er ging seinem Garten zu, um da seinen trüben Sinn ein wenig aufzuheitern, und für seine beklom=

mene Brust frische Luft zu schöpfen. Er trat in den Garten. Die Sonne schien ganz ungemein freundlich, die Vögel sangen ihr Abendlied, die Blumen prangten in ihrem bunten Farbenschmuck. Allein es wurde ihm auf einmal unbeschreiblich schwer um das Herz. „Ach," sprach er, „es wird mich doch recht hart ankommen, den schönen Garten, auf den ich so viel verwendet und in dem ich so viele fröhliche Stunden zugebracht habe, zu verkaufen! Dazu wird es wohl kommen. Ueberdieß werde ich vielleicht gar noch mit Frau und Kindern mein Haus verlassen und, weiß Gott, in welchem Winkel der Erde, eine Zuflucht suchen müssen." Er wurde sehr traurig, und hätte auf die Kniee sinken mögen, um Gott, der in allen Seinen Schickungen die lautere Weisheit und Güte ist, um Trost und Hilfe anzuflehen. Da er aber in dem nächsten Garten Leute bemerkte, so ging er in sein Gartenhaus, um dort zu beten. Hier, in dem kleinen Saale kniete er nieder, und ließ sein Herz ungestört mit Gott reden. „Dir, o Gott," sprach er, „vertraue ich und werfe mich ganz in Deine Vaterarme; mache Du es mit mir nach Deinem göttlichen Wohlge-

fallen.“ Er blieb mit festgefalteten Händen und emporgerichteten Blicken noch lange unbeweglich so knien.

Da hörte er draußen vor den Fenstern eine helle, liebliche Stimme, die laut und mit beson-



derem Nachdrucke sagte: „Sei getrost, der liebe Gott wird helfen!“ Herr Vollmar stand auf und trat an das Fenster, aus dem man in das Feld hinaus sehen konnte. Ein schmaler Fußpfad führte hier zwischen dem Garten und den Kornfeldern vorbei, der Stadt zu. Ein ehrwürdiger Greis mit schneeweißen Haaren, den ein lockiger Knabe mit blühend rothen Wangen an der Hand leitete, kamen des Wegs. Beide waren sehr dürftig, aber sehr reinlich gekleidet. Der Knabe sagte jetzt,

eben so deutlich und vernehmlich, wie vorhin: „Hier unter diesem Baum' ist ein schöner, grüner Sitz. Du bist sehr müde, lieber Großvater. Ruhe hier noch ein wenig aus; und sei getrost. Es ist gar nicht mehr weit in die Stadt. Ich sehe schon das Thor."



Beide setzten sich unter den Baum, der nur wenige Schritte vom Gartenhause entfernt, auf einer kleinen Anhöhe stand. Die Abendsonne beleuchtete und verklärte gleichsam das ehrwürdige Angesicht des Greises und das liebliche Gesicht des Knaben. Die zärtlichste Sorgfalt des Kindes für den alten Mann gewährte dem Herrn Vollmar einen sehr rührenden Anblick. Sie aber konnten ihn nicht sehen; denn vor dem Fenster befand sich ein Gitter von engen, grün angestrichenen Stäben.

„Es ist ein großes Wagestück," sprach der Greis über eine Weile, „daß ich alter, blinder Mann noch den weiten Weg in diese Stadt mache. Ich bin nicht ohne Kummer. Ich hörte freilich, der geschickte Augenarzt habe schon viele arme Blinde umsonst geheilt, und ich hoffe, er werde diese Barmherzigkeit auch an mir thun! Allein wird meine Blindheit wohl zu heilen sein? Und dann ist unsere kleine Baarschaft auf der Reise schon ziemlich zusammen geschmolzen. Die Augenkur kann sich in die Länge ziehen, und wovon wollen wir dann leben? Es sind nun bald fünfzig Jahre, daß ich in dieser Stadt als Maurergeselle arbeitete; ich kenne keinen Menschen mehr, und auch mich wird kein Mensch mehr kennen. Die Leute, die damals in dieser Stadt lebten, waren sehr fleißig und gewerbsam, und deßhalb sehr wohlhabend, auch überaus wohlthätig; ihre Gebeine ruhen aber nun längst in der Erde. Gott gebe, daß wir unter dem gegenwärtigen Geschlechte gute Menschen finden, die uns ein Winkelein in ihrem Hause einräumen, uns täglich eine Suppe geben — und nicht zu viel Bezahlung von uns verlangen."

„Sorge nicht, liebster Großvater,“ sagte der Knabe. „Und wenn uns auch das Geld ausgehen sollte, so will ich bei den reichen Leuten dieser Stadt schon recht bitten und flehen, daß sie sich Deiner erbarmen. Sie sind gewiß nicht so unbarmherzig, uns in Hunger und Kummer verschmachten zu lassen. Und dann vergiß die Hauptsache nicht: Der alte Gott lebt ja noch! Das sagst Du ja selbst immer. Er wird schon für uns sorgen und uns barmherzige Leute finden lassen.“

„Ich hoffe Das auch,“ sprach der Großvater; „allein ich bin doch etwas verzagt und kann mich nicht alles Kummers erwehren.“

Der Knabe sagte: „Sieh, lieber Großvater, ich habe Dich jetzt bis hieher an der Hand geleitet. Könntest Du glauben, daß ich Dich hier sitzen lassen und davon laufen könnte? Denke doch von dem lieben Gott nicht geringer, als von einem einfältigen Knaben! Das wäre ja eine große Sünde.“

„Du hast Recht, lieber Aloys,“ sagte der Greis. „Gott, der uns bisher geführt hat, wird

uns nicht verlassen. Er wird weiter sorgen für einen armen, blinden Mann."

Herr Vollmar, der dieses Gespräch deutlich vernommen hatte, ward sehr gerührt. „Mein Gott," sagte er, „blind sein — den schönen blauen Himmel, das grüne Laub, die Blumen, die Sonne, das Angesicht des Menschen nicht sehen können, das ist hart! Dieser Jammer ist noch viel größer, als der Verlust, der mir bevorsteht. Ich habe doch noch meine beiden gesunden Augen — und wenn ich auch mein ganzes Vermögen verlieren sollte, was wäre es gegen den Verlust der Augen? Diese armen Leute, dieser gute Greis, dieser holde Knabe wissen sich in ihrem Elende mit ihrem Vertrauen auf Gott so gut zu trösten! Es wäre nicht recht, wenn ich weniger Vertrauen auf Gott hätte!"

Jetzt kam die Frau des Herrn Vollmar mit ihren zwei Kindern in den Garten. Der Kummer ihres Mannes verwundete ihr Herz tiefer als der bevorstehende Verlust ihres Vermögens. Herr Vollmar hatte, als er ausging, ihr gesagt, er habe erst zwei nöthige Gänge zu machen, und werde

sich dann in den Garten begeben. Sie war ihm in den Garten gefolgt, um den guten Mann nicht so allein seinem Kummer zu überlassen, sondern ihn, so gut sie es vermochte, zu erheitern. Sie führte die beiden Kinder an einen Strauch im Garten, der voll Johannisbeeren hing, erlaubte



ihnen, von den Beeren zu essen, sagte aber, hernach sollten sie das Körbchen, das die kleine Francisca am Arme trug, voll Bohnen pflücken. Sie selbst ging, da sie ihren Mann nirgends erblickte, in das kleine Gartenhaus. „Wie geht's? was machst Du? liebster Friedrich!" sagte sie freundlich. „Ich bin sehr getrost, liebste Therese!" sagte er leise, und winkte ihr, auch stille zu reden. „Der

liebe Gott," flüsterte er, „hat mir da einen kleinen Knaben hergeschickt, der mein Lehrmeister wurde im Vertrauen auf Gott. Doch schweige jetzt und sieh einmal!" Er führte sie an das Fenster, und erzählte ihr mit leiser Stimme, was er eben aus dem Munde des ehrwürdigen Greises und des liebenswürdigen Knaben vernommen hatte.

Der Greis und der Knabe sprachen jetzt davon, wie sie in der großen fremden Stadt ein Unterkommen finden und sich mit ihrem wenigen Gelde, ohne zu betteln, durchbringen wollten. Das Gespräch ging der guten Frau sehr zu Herzen. „Liebster Friedrich," sagte sie jetzt zu ihrem Manne, „wie wäre es, wenn wir diesen alten Mann und den holden Knaben in unser Haus aufnähmen?"

„Wie?" sprach Herr Vollmar, „jetzt, in unsern gegenwärtigen Umständen? Die ganze Stadt würde uns tadeln. Wir sind ja selbst in Gefahr, vielleicht so arm zu werden, als diese armen Leute!"

„Du bist zu kleinmüthig," sagte die Frau. „Ich habe noch immer Hoffnung. Und sei es auch, daß wir den größten Theil unsers Vermögens

verlieren, so viel bleibt uns, will's Gott, immer noch, daß wir einem blinden Greise oder einem armen Kinde eine Suppe geben können. Was diese guten Menschen uns kosten würden, macht in unsern gegenwärtigen Umständen keine bedeutende Aenderung. Eine Kammer in unserm großen Hause können wir ihnen ja einräumen, ohne daß es uns einen Heller kostet. Und ihre Verpflegung in unserm Hause, wo zur Zeit noch täglich über zwanzig Menschen essen, macht keinen merklichen Unterschied. Wir wollen sie in unser Haus aufnehmen. Christus, der Herr, sagt ja: ‚Seid barmherzig und ihr werdet Barmherzigkeit finden.'"

„Nun wohl," sagte Herr Vollmar, „Du hast, wiewohl Du dem schwächeren Geschlechte angehörest, einen größeren Muth als ich. Es sei; wir wollen ihnen Kost und Wohnung geben, und den Augenarzt, der ja unser Hausarzt ist, zu dem alten blinden Manne rufen lassen."

Der Greis stand jetzt auf; der Knabe leitete ihn an der Hand weiter. Sie gingen sehr langsam. Die Frau ging zu ihren Kindern, und sagte:

„Du Max, komm mit mir!“ und beide Kinder folgten ihr zur Gartenthüre. „Seht,“ sagte sie jetzt, „dort auf dem Fußwege geht ein blinder, alter Mann, den ein kleiner Knabe führt. Sagt ihnen, sie möchten zu uns hieher in den Garten



kommen; wir hätten mit ihnen zu sprechen.“ Die Kinder eilten, was sie konnten, und sagten es ihnen.

Als der Greis und der Knabe, von den Kindern begleitet, sich der Gartenthüre näherten, standen Herr Vollmar und seine edelmüthige Gattin schon unter der Thüre, bezeigten dem alten Manne

über seine Blindheit die herzlichste Theilnahme, lobten den guten Knaben, der sich seiner so freundlich annahm und erboten sich, so lange die Augenkur währe, Beide in ihrem Hause zu verpflegen. Der Greis war vor Erstaunen wie vom Himmel gefallen. „Guter Gott!“ rief er, und schlug die Hände zusammen, „das Vertrauen auf Dich ist doch niemals vergebens!“ „Nun siehst Du, liebster Großvater,“ sagte sein Enkel, „daß Gott die Seinen nie verläßt!“

Herr Vollmar und seine Frau führten den Greis und den Knaben in den Garten, setzten sich mit ihnen auf eine Bank, und erkundigten sich sehr liebreich nach den Umständen des alten, blinden Mannes. Er hieß Christian Selb, war ein Maurer und lebte auf einem weit entlegenen Dorfe bei seinem Sohne. Er erzählte, daß er schon sieben Jahre blind sei, aber von seinem Sohne und seiner Schwiegertochter auf's Liebreichste verpflegt werde. Er redete mit großer Rührung von ihnen und von seinen Enkeln, aus denen Aloys hier der älteste sei. Herr und Frau Vollmar nahmen hierauf den blinden Mann und dessen Enkel mit

sich in ihre Wohnung, und wiesen ihnen ein sehr hübsches Zimmer an. Die Frau selbst brachte ihnen das Abendessen. Am andern Morgen ließ Herr Vollmar den Augenarzt rufen. Der Arzt kam, besah die Augen, erklärte, sie litten nur am grauen Staar, und er hoffe, sie zu heilen. „Nur," sagte er, „muß der gute, alte Mann zuvor drei Tage von den Beschwerden der Reise ausruhen. Mit der Hilfe Gottes wird dann die Kur gelingen."

„Nun Gottlob," sagte Aloys, „ich will den lieben Gott diese drei Tage hindurch schon recht bitten, damit er dem Herrn Doktor den Verstand und die Hand regiere." „Wohl, lieber Kleiner," sagte der Arzt, „thu' das — dann wird Gott seinen Segen dazu geben, und die Kur wird nicht fehlschlagen."

Nach drei Tagen Morgens kam der Arzt, um die Operation vorzunehmen. Der Greis mußte sich auf einen Sessel setzen; der Arzt nahm seine Instrumente hervor. Der kleine Aloys kniete in einiger Entfernung; seine erhobenen Hände zitterten; er verwandte mit klopfendem Herzen

und zurückgehaltenem Athem kein Auge von dem Großvater. Weiterhin standen Herr Vollmar, seine Frau und seine zwei Kinder. Sonst wurde Niemand in das Zimmer gelassen — so gern Alle im Hause zugesehen hätten. Alle Gegenwärtige waren so still, daß man eine Stecknadel hätte können fallen hören.

Der Arzt machte mit sicherer Hand die erforderlichen Schnitte. Auf einmal rief der Greis: „Ach Gott — ich sehe! Ich sehe Dein Angesicht, liebster Enkel! O danke mit mir Gott und dem lieben Herrn Doktor!“ Der Knabe sprang auf, küßte dem Doktor mehrmals die Hände, hüpfte vor Freuden, und rief in Einem fort: „O Gott, Dir sei Dank! O wie werden sich mein Vater, und meine Mutter, und meine Geschwister freuen, wenn ich den Großvater sehend nach Hause bringe!“

Der alte Mann saß mit gefalteten Händen da, und betete stille. Herr Vollmar und seine Frau stimmten in ihrem Herzen in das stille Dankgebet des Greises mit ein; ihre zwei Kinder aber jubelten so laut als der frohlockende Knabe,

und Alle wünschten hierauf dem alten Manne und dem Arzte recht von Herzen Glück.

Der Arzt sagte: „Nun müssen wir aber die Augen noch verhüllen; sie können noch nicht sogleich



das Licht ertragen.“ Er sagte noch, er werde alle Tage kommen und nach den Augen sehen und dann das Weitere verfügen. Der Patient müsse sich aber beständig sehr ruhig und sehr mäßig in Speis und Trank halten. Er ging und Herr

Vollmar und seine Frau begleiteten ihn. Der Freudenruf der drei Kinder: „Er sieht, er sieht!“ erscholl durch das ganze Haus, und im ganzen Hause war Jubel und Freude.

Der Greis aber kniete mit seinen verbundenen Augen nieder, um Gott seinen Dank darzubringen. Er betete lange und sein Enkel kniete still betend neben ihm.

Drittes Kapitel.

Das Christusbild.

Als der Arzt nach drei Tagen die Augen des guten Greises wieder besah, sagte er: „Es geht ganz vortrefflich mit der Heilung. Nur ist es in diesem Zimmer hier zu helle, als daß die Augen hier sich so leicht an das Licht gewöhnen könnten. Allein, mein werthester Herr Vollmar, Sie haben unten in Ihrem Hause, zu ebener Erde ein recht artiges Zimmerchen, das an Ihr Hausgärtchen stößt. Dieses kleine Kabinet ist grün ausgemalt; das Gärtchen daran ist mit grünem Rasen belegt und von laubreichen Bäumen beschattet; auch die Gartenmauern sind dicht mit Laube bekleidet. Wollten Sie dem guten alten Manne, für den

Sie so viele Großmuth haben, nicht gestatten, einige Stunden des Tages dort zuzubringen?"

„O mit tausend Freuden!" sagte Herr Vollmar; „er kann dort täglich so lange verweilen, als er nur will. Es ist dort, zumal bei der drückenden Hitze des Tages, ein recht kühles, trauliches Plätzchen; es fällt ein ungemein mildes Licht durch die Glasthüren ein."

„Thüren von Glas?" rief Aloys, der Knabe vom Lande. „Das ist wunderlich! Die möchte ich einmal sehen!"

„Darf ich sie ihm nicht zeigen?" fragte Max; „Aloys muß doch den Weg wissen, um seinen Großvater hinab zu führen." Herr Vollmar sagte: „Gut, geht miteinander hinab!" Die beiden Knaben sprangen Hand in Hand fort und Franziska folgte ihnen etwas langsamer.

Die einzige Zierde des schönen kleinen Zimmers war ein kostbares Gemälde, das Christus den Herrn mit der Dornenkrone auf dem Haupte,

dem Purpurmantel über die eine Schulter, und dem Moosrohre in der Hand vorstellte. Es war



ein Brustbild, aber in Lebensgröße gemalt, und von einem prächtigen goldenen Rahmen umgeben.

Der fromme Knabe Aloys faltete, sobald er es erblickte, die Hände, und rief: „O wie schön, wie

anmuthig! — Man nennt das Bild: „Ecce Homo!“ In unsrer Kirche ist auch eines. Aber so schön gemalt, wie hier, hab' ich Jesum in meinem Leben noch nicht gesehen. Es ist, als ob Er lebte! O wie voll Geduld, wie voll Vertrauen Er seine Augen zum Himmel erhebt! Mir kommen die Thränen in meine Augen. Und die Dornenkrone — man glaubt, es seien wirkliche Dornen! Und die Blutstropfen an der dörnernen Krone, an der Stirne und an den Wangen und auf der Schulter, die nicht von dem rothen Mantel bedeckt ist, sind so natürlich, daß man meint, sie werden alle Augenblicke herabtröpfeln. Ach wie Vieles hat Er aus Liebe zu uns gelitten!“

Franziska sagte: „Die Mutter hat uns Kindern öfter gesagt: Es ist, als spreche Christus in dem Bilde zu uns:

Ich lebt', und litt, und starb,
O Christ, für dich:
So leb' und leid' und stirb
Auch du für mich!

„Auch sagte die Mutter erst neulich, da sie eben sehr traurig war und das schöne Bild betrachtete: Da Christus so Vieles für uns gelitten hat, und sein Haupt mit Dornen krönen ließ — wie könnten wir verlangen, ohne alle Leiden und gleichsam auf Rosen in den Himmel einzugehen!"

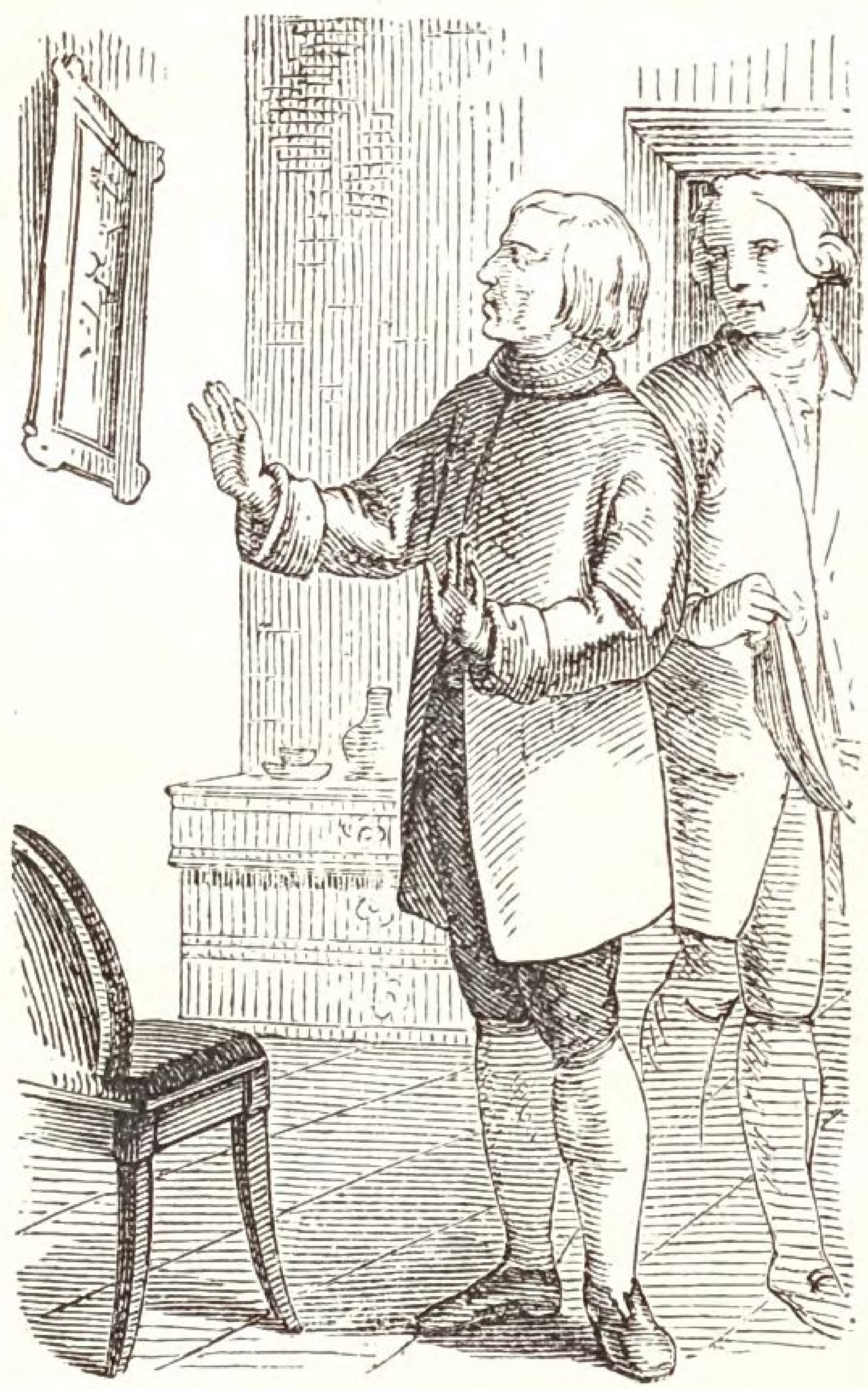
Max sagte: „Es ist ein herrliches Bild! Ein Engländer, dem der Vater voriges Jahr einen Wechsel auszuzahlen hatte, sah es, und wollte ihm hundert Pfund Sterling, über tausend Gulden — dafür geben, wiewohl es damals noch etwas rauchig und beschmutzt in der Schreibstube hing. Bei Tische sprach der Vater mit der Mutter und dem alten Buchhalter davon. Der Buchhalter sagte: „Ich gäbe das Bild für diese ansehnliche Summe. Es ist ein todtes Kapital." Allein die Mutter rief: „Nein, nein, das ist es nicht! Es weckte mich schon oft zur Andacht; es belebte meinen christlichen Sinn. Was ein solches Leben in uns erregen kann, ist kein todtes Kapital. Der Mensch lebt nicht allein vom Brode, auch nicht von dem Golde, das er besitzt." So sagte die

Mutter. Der Vater aber sprach: „Auch ich betrachtete das Bild öfter mit Andacht: allein auf den hohen Kunstwerth dieses alten Gemäldes hat mich erst der engländische Herr aufmerksam gemacht." Der Vater ließ es durch den geschicktesten Maler dahier reinigen und den prächtigen goldenen Rahmen dazu bestellen. Das Bild wurde so schön, daß wir es kaum mehr kannten, und Alle im Hause darüber entzückt waren."

Max und Franziska führten hierauf Aloys in das Gärtchen. Der Springbrunnen darin machte dem Knaben, der noch nie einen gesehen hatte, große Freude und ergötzte ihn sehr. Er konnte nicht aufhören, ihn zu bewundern.

Jetzt trat Herr Vollmar mit dem würdigen Greise, den er selbst herabgeführt hatte, in das schöne Zimmer. Herr Vollmar nahm ihm, weil der Arzt dieses erlaubt hatte, die Augenbinde ab. Das Erste, was der alte Mann erblickte, war das schöne Christusbild. Er rief voll des höchsten Erstaunens: „Gott im Himmel, was seh' ich! Dieses

Bild ist mir sehr bekannt. Ich habe es zwar in meinem Leben nur ein einziges Mal und schon vor mehr als vierzig Jahren, und nur beim



Kerzenlicht gesehen, aber seit der Zeit es nie mehr vergessen. Ja dieses blasse, blutbespritzte Angesicht, dieser wehmüthige Blick zum Himmel, diese Dornen, die in Stirn und Schläfe eindringen, kamen mir seither oft im Traume vor. Jene Stunde, da ich es sah, war wohl eine der merkwürdigsten Stunden

meines Lebens. Noch jetzt bricht mir der Schweiß aus, wenn ich daran denke."

„Eure Reden setzen mich in Erstaunen," sagte Herr Vollmar; „ich begreife sie nicht. Sagt doch, wie es gekommen, daß Ihr dieses Bild gesehen habt, und daß es einen solchen tiefen Eindruck auf Euch gemacht hat!"

„Erlauben Sie mir, erst Sie zu fragen," sprach der Greis: „ist dieses Bild schon lange in diesem Hause, und sind Sie schon lange im Besitze dieses Hauses — oder haben Sie das Haus oder das Bild erst späterhin durch Kauf an sich gebracht?"

Herr Vollmar sagte: „Sowohl dieses Bild, als dieses Haus sind von meinem seligen Großvater auf mich gekommen. Aber wozu diese Fragen, lieber, alter Vater?"

„Ich muß schon noch weiter fragen, ehe ich Ihnen antworten kann," sprach der alte Mann. „Sagen Sie einmal, ist dieser Ihr Großvater hier in diesem Hause gestorben, oder hat er sich zur Zeit

des Krieges geflüchtet, ohne wieder in seine Heimath zurück zu kommen?"

Herr Vollmar sprach: „Der Großvater starb weit von hier im fremden Lande. Mich wundert aber, wie Ihr auf diese Fragen kommt."

Der Greis fragte weiter: „Lebte damals Ihre Großmutter noch? War sie bei seinem Tode zugegen?„

„Nein," sagte Herr Vollmar, „sie war schon früher gestorben. Eure Fragen kommen mir aber sehr seltsam vor."

Der Greis fragte ferner: „War vielleicht Ihr Vater bei dem Tode Ihres Großvaters zugegen — und hat er Ihnen nie gesagt, daß der Großvater ihm vor seinem Ende ein wichtiges Geheimniß entdeckt habe?"

„Eure seltsamen Fragen befremden mich immer mehr," sprach Herr Vollmar. „Mein Großvater starb an einem hitzigen Fieber, das ihn sogleich des Gebrauchs seiner Vernunft beraubte, mein Vater, da-

mals noch ein Knabe, wurde wohl an sein Sterbebett gerufen — allein er fand ihn schon todt."

„Nun muß ich nur noch Eines fragen," sprach der Greis. „Hinterließ Ihr Großvater Ihrem Vater ein großes Vermögen? War Ihr Vater ein reicher Mann?"

„Mein Vater," sprach Herr Vollmar, „war damals, als er in seine Vaterstadt zurück kehrte, so zu sagen ein armer Mann. Nur mit vieler Mühe gelang es ihm, seine durch den Krieg gänzlich zernichtete Handlung neu zu errichten und wieder in Gang zu bringen."

Der Greis betrachtete Herrn Vollmar sehr aufmerksam und sagte dann: „Sie sehen Ihrem seligen Großvater sehr ähnlich — wie denn die Enkel ihren Großeltern oft mehr gleichen, als ihren Eltern. Ihr Großvater war damals, als ich ihn sah, ungefähr in dem Alter, in dem Sie jetzt sind. Wenn ich Sie so betrachte, so ist mir, als sähe ich den würdigen Mann vor Augen. Doch hören Sie nun meine Geschichte; vielleicht kann sie Ihnen von großem Nutzen sein."

„Ich arbeitete damals, kurz bevor die Stadt belagert und erobert wurde, als Maurergesell dahier. Ein alter Handlungsdiener kam in der Nacht zu meinem Meister, und verlangte, der Meister, der ein überaus rechtschaffener Mann war, solle mit ihm kommen, seinem Herrn dessen beste Habseligkeiten verbergen zu helfen. Allein mein Meister war krank, und konnte nicht ausgehen. Er schlug daher mich vor, indem er versicherte, für meine Ehrlichkeit und Verschwiegenheit mit Leib und Leben zu stehen. Ich ging mit dem alten Diener. Es war eine finstere, schauerliche Nacht; es regnete und stürmte furchtbar. Wie es mir schien, führte der Mann mich auf Umwegen durch allerlei Straßen in das Haus. Weder der Name des Hauses noch des Hausherrn wurde mir genannt. Ich wurde durch eine große Hausflur in die Schreibstube geführt. Ihr Großvater — denn ich kann gar nicht zweifeln, daß er es gewesen — schien etwas bestürzt, daß der Meister ihm einen solchen jungen Menschen schicke. Er schwieg eine Weile. Der Handlungsdiener wiederholte die Worte des Meisters. Da befahl der Kaufherr dem Handlungs-

diener an der brennenden Lampe, die auf dem Schreibpulte stand, zwei Kerzen anzuzünden und sie auf den Tisch zu stellen, über dem dieses Bild hing, und forderte mich auf, vor diesem Bildnisse des göttlichen Erlösers einen Eid zu schwören, von dem Geheimnisse, das er mir anvertrauen werde, keinem Menschen ein Wort zu sagen — als etwa nöthigen Falls seinen rechtmäßigen Erben. Er sprach mir den Eid vor, und ich sagte mit erhobener Rechte, wie er es befahl, ihm jedes Wort nach."



„Hierauf führte er mich aus der Schreibstube durch mehrere hochgewölbte und wohlgefüllte Waarenlager. Der alte Handlungsdiener mußte mitgehen. Wir kamen an eine schmale steinerne Stiege, die unter die Erde hinabführte, in ein enges Gänglein. Aus diesem kamen wir in einige Felsenkeller,

worin viele große Fässer lagen. Endlich öffnete der Handlungsdiener noch eine Thüre, die mit starken Schlössern versehen war, und wir traten in ein kleines Gewölbe, das aus großen Quadersteinen bestand. Hier hatte der reiche Kaufherr seine besten Weine aufbewahrt; auf einer Seite waren aber jetzt die Fässer hinweggeschafft. Eine große und eine kleine Kiste und vieles Silbergeschirr stand längs der Mauer hin."

„Der Kaufherr deutete auf einen Quaderstein in der Mauer, der nicht größer als die übrigen war, und sich etwa einen Schuh hoch über dem Boden befand. ‚Dieser Stein,' sagte er, ‚verschließt den Eingang zu einem geheimen Behältnisse, in dem ich die Sachen da aufzubewahren gedenke. Der Stein ist nur etwa eine Spanne dick und kann ohne zu große Mühe ausgehoben werden. Diesen Stein nun aus der Mauer heraus zu nehmen und wieder hineinzusetzen — das ist die Arbeit, die ich von Euch verlange.' Die nöthigen eisernen Werkzeuge waren schon in Bereitschaft; ein Kübel mit Mörtel stand dabei. Der kluge

Herr hatte am Tage vorher die etwas schadhafte Mauer, die den Haushof umgab, durch zwei andere Maurer ausbessern lassen, und von dem vorräthigen, sehr gut bereiteten Mörtel durch seinen alten vertrauten Handlungsdiener, so viel als nöthig, heimlich hieher bringen lassen. Ich machte mich an die Arbeit, den Stein auszuheben, ohne ihn zu beschädigen. Es erforderte eine nicht kleine Geschicklichkeit und große Mühe. Indeß gelang es mir. Ich kroch durch die Oeffnung hinein, und fand innen ein ziemlich geräumiges Gewölbe. Der Kaufherr und sein alter Diener schoben nun, indem ich ihnen von Innen half, zuerst die größere eichene und dann die kleinere eiserne Kiste hinein. Sie waren sehr schwer. Dann wurde das Silbergeräth hinein geordnet. Ich fügte darauf den Stein wieder in die Mauer ein, und verstrich die Fugen so gut mit Mörtel, daß sie von den Fugen zwischen den andern Steinen gar nicht zu unterscheiden waren. Der Herr drückte mir hierauf ein Goldstück in die Hand, legte mir seinen Zeigfinger auf den Mund und sagte: ‚Gedenke an Deinen Eid.‘ Ich dankte ihm hocherfreut,

und versprach ihm nochmal mit Hand und Mund, das anvertraute Geheimniß soll nicht über meine Lippen kommen."

„Bald darauf rückte der Feind vor die Stadt. Alle Bauten wurden eingestellt; alle fremde Handwerksgesellen wurden verabschiedet. Ich machte mich auf den Weg, wanderte weit umher, und fand endlich, zwanzig Stunden von hier, Gelegenheit, mich mit einer Meisterstochter zu verheirathen. Nie mehr kam ich in diese Stadt zurück, und habe schon seit vielen Jahren nicht mehr an die eingemauerten Kostbarkeiten gedacht. Damals, zur Zeit des Krieges, fielen mehr solche Geschichten vor, und ich mußte öfter dazu beihelfen. Erst jetzt, in dem Augenblicke, da ich dieses schöne Bildniß unsers göttlichen Erlösers hier erblickte, kam mir die alte Geschichte von den eingemauerten Schätzen wieder in den Sinn."

Der alte Mann beschloß seine Erzählung mit den Worten: „Liebster, werthester Herr Vollmar! Ich denke, es ist eine offenbare Schickung Gottes, daß ich hieher kam. Gott hat Ihr Herz bewegt,

mich — einen armen, alten, fremden, blinden Mann — so liebreich in Ihr Haus aufzunehmen; Er hat meine Augen geöffnet, daß ich dieses schöne Bild sehen, und Ihnen Ihr verborgenes Erbtheil entdecken kann. Er will Ihre Wohlthätigkeit belohnen. Das anmuthige Bild, das Ihnen und den lieben Ihrigen, indem sie es oft mit Andacht betrachteten, bisher zum ewigen Segen gereichte, wird nun auch einen großen zeitlichen Segen über Ihr Haus bringen."

Viertes Kapitel.

Der Schatz.

Herr Vollmar hatte der Erzählung des alten, ehrlichen Maurers mit großer Aufmerksamkeit zugehört. „Ihr könnet Recht haben, lieber alter Vater!“ sagte er. „Man vermuthete immer, mein Großvater müsse irgendwo bedeutende Schätze verborgen haben. Als ein kluger Mann hatte er vorausgesehen, der Krieg werde den Handel ganz zu Grunde richten; er hatte deßwegen seine weit ausgebreiteten Handelsgeschäfte auf sehr wenige eingeschränkt, und seine großen Kapitalien wahrscheinlich anderwärts untergebracht oder, nebst vielen Sachen von Werth, gar vergraben. Allein wo? davon konnten weder mein Vater noch ich die geringste Spur entdecken. Die Beschreibung aber,

die Ihr von der schmalen steinernen Stiege, von dem engen Gange, von den unterirdischen Gewölben gemacht habt, trifft genau zu. Ich bin vollkommen überzeugt, daß mein seliger Großvater seine besten Schätze hinter jenem Steine versteckt habe. Allein ob sie sich noch dort befinden werden — daran zweifle ich sehr. Die Feinde, die unsere Stadt plünderten, und alle Keller, Gewölbe, sogar Gräber durchwühlten, und eine ganz besondere Schlauheit und Geschicklichkeit im Auffinden verborgener Kostbarkeiten hatten, haben vielleicht auch diese entdeckt. Auch ist es möglich, daß mein Großvater einem Freunde, den er für redlich hielt, der aber falsch war, sein Geheimniß anvertraute, und daß dieser den Schatz heimlich erhoben. Doch ist die Sache eines Versuches werth. Wir wollen, so bald es möglich, nachsehen."

„Das können wir auf der Stelle," sagte der Maurer. „Führen Sie mich nur sogleich hin. Ich werde auf den ersten Blick erkennen, ob der Stein verrückt worden, oder nicht — und wie es also um den Schatz stehe."

„Nein," sagte Herr Vollmar, „jetzt noch nicht; es könnte Euren Augen Nachtheil bringen."

„Ei," sagte der Maurer, „die Dämmerung in den düstern Kellern wird meine Augen sicherlich nicht blenden, und ihnen also nicht schaden."

„Nun wohl," sagte Herr Vollmar, „so kommt mit mir. Ich habe Euch als einem erfahrnen, sachkundigen Maurermeister ohnehin eines meiner Gewölbe zeigen wollen, das einen mächtigen Sprung hat, auf den meine Leute mit besorglicher Miene mich schon mehrmal aufmerksam gemacht haben. Diese Ursache wollen wir nennen, die andere Ursache aber zur Zeit noch verschweigen."

Sie gingen Arm in Arm. Als der Greis in das letzte Kellergewölbe trat, sagte er: „Ja, dieses ist es. Ich erinnere mich dieser kleinen runden, mit starken eisernen Stäben vergitterten Kelleröffnung noch wohl. Wir haben sie damals mit einem dicken härenen Packtuche bedeckt, damit das Licht nicht hinaus scheine, und man uns bei unserer nächtlichen Arbeit nicht zusehen könne.

Gerade diesem Fensterlein gegenüber ist der mir wohlbekannte Stein."

Herr Vollmar rückte zwei von den Fässern, die längs der Wand hin lagen, etwas auseinander. Der Greis drängte sich mit einiger Mühe zwischen



den zwei Fässern hindurch und rief: „Viktoria! Der Stein ist unverrückt. Ich kenne meine Arbeit. Der Schatz ist noch da! Gott sei Lob und Dank!"

„Ja, Gott sei Dank!" sprach Herr Vollmar. „Er weiß es, daß mein Herz nicht an Geld und Gut hängt; aber in meiner gegenwärtigen Lage ist dieser Fund für mich eine wahre Wohlthat Gottes zu rechter Zeit. — Ich werde heute noch diese Fässer herausbringen und Brecheisen und andere nöthige Werkzeuge herbei schaffen lassen. Mein Hausknecht Paul muß uns dabei Hilfe leisten. Er ist zwar noch ein junger Mensch, wie

Ihr, lieber Maurermeister, damals wohl gewesen sein mochtet, aber auch so treu und ehrlich, wie Ihr. Kommt jetzt wieder mit mir! Auf die Nacht wollen wir unser Geschäft vornehmen, das aber, wie gesagt, vor der Hand noch ein Geheimniß bleiben muß."

Als es bereits finstere Nacht war, begaben sich Herr Vollmar und seine Frau, der alte Maurer und Paul, der Hausknecht, in das Gewölbe. Das kleine runde Kellerfenster hatte Herr Vollmar schon am Abende mit einem Teppiche verhüllen lassen. Die Fässer waren bei Seite geschafft und die eisernen Werkzeuge lagen bereit. Der alte Maurer wollte sich an das Werk machen. Allein Herr Vollmar sagte: „Ihr müßt Euch noch schonen, alter Vater! ich will einmal versuchen, was ich in Eurer Kunst, ohne sie gelernt zu haben, leisten kann. Ich erbitte mir bloß Euern Rath. Er fing an, den Mörtel aus den Fugen heraus zu meißeln. Der dienstfertige Paul löste seinen Herrn von Zeit zu Zeit bei der Arbeit ab. Endlich ward der Stein los, und Herr Vollmar und Paul

hoben ihn weg. Paul kroch mit einer brennenden Kerze hinein und erblickte zuerst das viele grün angelaufene Silbergeschirr. Er bot ein Stück nach dem andern heraus — einen silbernen Tafelaufsatz — schwere silberne Leuchter — Kannen — Becher — Teller — Salzgefäße — Löffel und Bestecke. Frau



Vollmar nahm sie mit zitternden Händen ihm ab, und betrachtete und bewunderte die alterthümlichen Formen. Nun schob Paul die kleine eiserne Kiste heraus, die Herr Vollmar in Empfang nahm. Endlich machte Paul sich an die große eichene Kiste; sie war so schwer, daß er sie nur mit Hilfe eines Hebeisens unter die Oeffnung schieben konnte. Herr Vollmar und der Maurer, der für sein Alter noch wohl bei Kräften war, zogen sie vollends heraus, indem Paul von Innen mit großer Anstrengung nachschob.

Herr Vollmar mußte anstatt der fehlenden Schlüssel sich des Brecheisens bedienen, die Kisten zu öffnen. In der eichenen Kiste befand sich oben auch einiges feineres Silbergeräth von getriebener Arbeit und im Feuer vergoldet. Nun folgten mehrere kleine lederne Beutel, die mit Ziffern bezeichnet waren. Der Schwere nach zu urtheilen, waren sie voll Gold. Herr Vollmar öffnete einen; es waren wirklich lauter Goldstücke darin, von sehr altem Gepräge, jedoch alle so schön und glänzend, als wären sie eben erst geprägt worden. Weiter unten befanden sich schwere Säcke voll großer Thaler, die aber fast alle ganz grün aussahen. Die kleine eiserne Kiste enthielt in Futteralen von mancherlei Form und Größe allerlei kostbare Kleinodien, besonders aber Frauenschmuck von Gold, und reichlich mit Edelsteinen besetzt. Frau Vollmar hatte daran fast noch mehr Freude, als über die Goldstücke und Silbermünzen. Unten in dem Kistchen befanden sich zwei blecherne Kapseln, die rings mit wasserdichtem Kitt bestrichen waren, damit die Feuchtigkeit nicht eindringe. „Sie sind sehr leicht," sagte Herr Vollmar, „und enthalten

vermuthlich bloß Familienpapiere, die aber ohne Zweifel für mich einen großen Werth haben.“

Herr Vollmar befahl nun seinem Paul: „Trage zuerst die schweren Geldsäcke, um die Kiste zu erleichtern, hinauf in mein oberes Schreibkabinet mit den blauen Tapeten.“ Nachdem Paul diesen Befehl, nach seiner Art sehr flink, vollzogen hatte, sagte Herr Vollmar zu ihm: „Nun hilf mir die große Kiste hinauf tragen. Du aber Therese,“ sagte er zu seiner Frau, „kannst die kleine Kiste mit den Kleinodien, die Dir so werth sind, mit Hilfe unsers alten Freundes herauf bringen, was Du auch gerne thun wirst. Das übrige Silbergeräth wollen wir einstweilen hier stehen lassen, die Gewölbe aber sorgfältig verschließen.“

Er verschloß sie, und Alle wanderten hinauf in das blaue Kabinet. Der alte Maurer und der junge Paul begaben sich hierauf sehr vergnügt zu Bette, denn Beide nahmen an Herrn Vollmar's Glück den herzlichsten Antheil; auch hatte Herr Vollmar ihnen eine ansehnliche Belohnung

versprochen. Er selbst aber und seine Frau blieben noch auf, bis gegen Tag.

Die Frau musterte die gefundenen Kleinodien. Sie reinigte mit feinem Gemsleder die Edelsteine „O sieh nur, Friedrich," sagte sie, „mit welchem Glanze, mit welchem bunten Feuer nach so langer Zeit diese Diamanten noch funkeln! Sie freuen mich sehr; aber die alterthümliche, schwerfällige Fassung erregt traurige Gefühle der Vergänglichkeit in mir. Diese Steine hat sicher in längst



verflossenen Zeiten Deine Großmutter getragen!" — „Doch," sagte sie, „was ist denn hier noch in ölgetränktes Papier eingewickelt und mit Wachs verklebt? — O sieh nur," rief sie, „dieses kleine Porträt, in Krystallglas und Gold gefaßt, ist das Bildniß Deiner Großmutter, Barbara Vollmar. Sie wurde gemalt, als sie noch Braut war. Da auf der Rückseite steht es geschrieben. Ach, Du

mein Gott, damals war sie wohl erst achtzehn Jahre alt! O wie lieblich, heiter und blühend sie aussieht! Nicht so ernst, wie sie droben in unserm Wohnzimmer als eine sehr ehrwürdige Frau in Lebensgröße abgemalt ist! Und sieh nur, und lies da! Dieß ist Dein Großvater, Lukas Vollmar. Damals war er fast noch ein Jüngling! Wie feurig und lebhaft er aus den Augen blickt! Wie vollblühend seine Wangen sind! Und mit welchen reichen Locken sein Haupt prangt! — Diese gescheitelten Haare sind freilich schöner," sagte sie lächelnd, „als die altfränkische Perücke, die er in dem großen Gemälde trägt." Aber sogleich schoßen ihr Thränen in die Augen. „Ach," sagte sie seufzend, „was sind wir Menschen! Diese Diamanten funkeln noch mit ungetrübtem Glanze! Diese blühenden Gestalten, mit zarten Pinselstrichen auf Elfenbein abgebildet, prangen noch mit frischen Farben! Aber die edlen Menschen selbst sind nun Staub und Asche; wir gehen wie Schatten vorüber!"

„Darum ist es gut," sprach Herr Vollmar, „daß unser Geist etwas Bleibenderes ist, als

das Fleisch, das ihn umgibt, und das wie die Blumen des Grases dahin welkt. Unser Geist ist dauernder als Diamant, der auch einst beim Ende der Welt im Feuer zerschmelzen wird. Gott schuf unsere Seele unsterblich! Ihm sei dafür Ruhm, Preis, Lob und ewiger Dank!“

Fünftes Kapitel.

Wichtige Familienpapiere.

Herr Vollmar durchblätterte, während seine Frau mit den kostbaren Kleinodien beschäftigt war,



die vergelbten Papiere, die er in den Kapseln fand. Sie enthielten manche Familiennachrichten, die für ihn merkwürdig waren. Er sah daraus, daß sein Großvater mit einigen der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit im Briefwechsel gestanden. Indem er wieder ein Blatt entfaltete sagte er zu seiner Frau: „Dieses Blatt ist das merkwürdigste; es gibt Auskunft über die gefundenen Schätze. Der selige Großvater hat es mit eigener

Hand geschrieben und darauf gesetzt: „Mein Testament und letzter Willen.“ „Laß uns hören, was er schreibt.“ Herr Vollmar las die Schrift, ganz so, wie sie nach der alten Art sich auszudrücken lautete:

„Im Namen des heiligen dreieinigen Gottes!“

„Ich, Lukas Vollmar, Bürger und Kaufmann, auch des großen Rathes Mitglied beurkunde hiermit wie folgt:

„In Anbetracht, daß bei den gegenwärtigen gefährlichen Zeitläuften unsere gute Stadt keinen Tag sicher ist, von dem Feinde überfallen und geplündert, ja sogar grausamblicher Weise verbrannt und in die Asche gelegt zu werden; so habe ich für rathsamblich erachtet, meine besten Habseligkeiten, sowohl Geld als Geldeswerth, in einem verborgenen, feuer- und bombenfesten Gewölbe dieses meines Hauses einzumauern und aufzubewahren.“

„Da aber bei sothaner großer Gefahr, sogar meines Lebens, allhier meines Bleibens nicht mehr ist, massen der Feind insbesondere mir

aufsätzig und abhold ist, und wie ich sicher erkundschaftete und er dessen auch keinen Hehl macht, mir den Tod geschworen hat, dieweilen ich es für meine Pflicht und Schuldigkeit gegen Gott und Vaterland erkannte, durch Stellung, Muntierung und Berittenmachung mehrerer Mannschaft aus meinen eigenen Geldmitteln, auch Herbeischaffung von Waffen, Munizion und anderen Kriegsbedürfnissen die gerechte Sache getreulich und nach Kräften zu unterstützen."

„Da ferner anselbsten innerhalb der Mauern dieser unsrer Stadt sich eine feindlich gesinnte Parthey erhoben, die Oberhand zu gewinnen droht, und mich alsdann nicht ferner dahier gedulden will; so sehe ich zufolge solcher Gestalt der Sachen mich nothgedrungen, unserer geliebten Vaterstadt den Rücken zu kehren und die traurige Flucht zu ergreifen." — —

„In fernerer Erwägung, daß ich das Ende dieses schrecklichen Krieges, der bereits fünfzehn Jahre dauert, allem Anschein nach, nicht mehr erleben werde, und daß mein einziger Sohn Hugo,

der auf meiner Flucht, als ein noch zartes Knäblein, mein einziger Freund und Begleiter ist, erst nach beendigtem Kriege und wieder hergestellter Ruhe und Ordnung, also vielleicht erst nach vielen Jahren in diese seine Vaterstadt wird zurückkehren können, dieses mein verlassenes Haus aber während der Zeit zu frembden Handen gekommen sein kunnte, so lege ich diesem meines Sohnes väterlichem Erbtheile an Geld und Geldeswerth, das ich in dem zugemauerten Gewölbe für ihn aufbewahre, diese gegenwärtige, mit eigener Hand geschriebene und mit meinem beigedruckten Insiegel versehene Urkunde nieder, damit er sich bei seiner Zurückkunft darauf berufen und ohne Gefährde, Rechtsstreit und zu fürchtende juristische Bedenklichkeiten dieses sein rechtmäßiges Erbe als sein Eigenthumb in Besitz nehmen könne."

„Sintenmahlen ich aber noch ferner in Betrachtung gezogen, daß mir auf dieser meiner vorhabenden betrübten Flucht leicht etwas Menschliches begegnen, und mich Gott nach Seinem unergründlichen und unerforschlichen Rathschlusse, noch während

der Kinderjahre meines geliebten Sohnes Hugo, aus dieser Zeitlichkeit abfordern könnte, und ich das Geheimbnuß, betreffend die Aufbewahrung meines mehrbesagten Vermögens, einem sozusagen unmündigen Kinde nicht wohl eröffnen kann, ich keine andern Blutsverwandte habe, und mir eben sonst Niemand kund ist, dem ich ein solches Geheimbnuß anvertrauen kunnte, auch wohl in der Fremde Niemanden zu finden hoffen kann, indem bei der gegenwärtigen Verwirrung und Wandelbarkeit der Partheyen, wer heut noch Freund ist, morgen zum Feinde übergehen kann, mein alter treuer Diener Nikolaus aber, der allein um die Sache weiß, und den ich als Bewahrer meines Hauses zurücklasse, bereits 80 Jahre zählt, und alle Tage sterben kann, ja da es auch leichtlich geschehen kunnte, daß benannter mein Sohn Hugo und einziger Erbe, bei gegenwärtigen bedrängten und betrübten Zeiten, wo Krieg, Hunger und Pest weit umher das Land verheeren, und der gute Hugo, trotz seines ihm bescheerten aber ihm unbewußten großen Reichthumbs, im fremden Lande in Armuth und Elend umkommen und gegenwärtiger

vergrabener Schatz erst in spaten Jahren an das Tagslicht gebracht und in fremde Hände fallen kunnte; so erkläre ich für diesen Fall hiemit feierlich als meinen ernstlichen und rechtskräftigen letzten Willen, und verordne, alles Vorgefundene in drei gleiche Theile abzutheilen, und vermache einen Theil dieses Fundes dem Finder, einen Theil dem Spital und den Armen und einen Theil den Kirchen und Schulen meiner Vaterstadt. Dem künftigen Finder gebe ich es aber auf sein Gewissen, auf Seele und Seligkeit, daß er dieses mein Gut nicht unterschlagen und verheimblichen, nichts davon veruntreuen, sondern davon der Obrigkeit getreue Anzeige machen, und wohl bedenken wolle, daß wir in jener Welt jeden ungetreuen Heller werden abbüßen müssen, daß also, wer solchen Schatz verheimblichen wollte, sich nur Schätze des Verderbens und der Verdambnuß für die Ewigkeit sammeln würde. Die wohllöbliche Obrigkeit, Bürgermeister und Rath unsrer Stadt, wollen aber nach hochselben gemachter Anzeige, Alles gehörig und gewissenhaft abschätzen lassen, und

meiner Willensmeynung gemäß die Theilung rechtskräftig vornehmen."

„Da ich jedoch zu Gott hoffe, Er werde den reichen Segen, den Er mir gnädiglich beschert hat, benanntem meinem einzigen Sohne und Erben, so wie dessen Nachkommen, meinen künftigen Enkeln und Urenkeln zuwenden, so füge ich noch diese treuväterliche Ermahnung bei: „Lieber Sohn Hugo und auch ihr meine lieben Enkel! Laßt dieses mein Vermächtnuß euch nicht zu Müssiggang und Wohlleben, Leichtfertigkeit und eitler Pracht verleiten, gleichet nicht dem reichen Prasser im heiligen Evangelio, weil ansunsten euch der Segen sich in Fluch verkehren müßte. Seid arbeitsamb, genügsamb, mäßig — wohlthätig und barmherzig gegen die Armen. Vergesset nie, daß Gott die Reichen gleichsamb nur als seine Haushälter und zu Verwaltern des ihnen anvertrauten Gutes aufgestellt hat — und daß wir einst vor Gottes Richterstuhle werden Rechenschaft geben müssen, wie wir dasselbe zum Wohle unsrer Mitmenschen, zu milder Unterstützung der Armen, und zum allgemeinen Besten

verwaltet und verwendet haben. So wird der zeitliche Segen euch zum ewigen Heile gereichen."

„Mein Sohn, gieb diesen Worten deines liebenden Vaters Gehör — und präge auch diesen meinen Sinn den Kindern ein, mit denen dich Gott vielleicht einmal erfreuen wird. Ich segne dich — und auch ihr, meine künftigen Enkel, deren Angesicht ich wohl nie erblicken werde, seid mir gegrüßt und gesegnet! Ich schwebe gegenwärtiglich in beständiger Todesgefahr, und verfasse diese Schrift gleichsam als mein Testament. Haltet diesen meinen letzten Willen in Ehren. Somit empfehle ich euch und alle meine Nachkommen in den Schutz Gottes. Er wolle euch bewahren vor allem Bösen, vor Sünde und Lastern, wolle euch in allem Guten erhalten und gnädiglich verleihen, daß ihr eurer Voreltern nicht unwürdig, sondern als gottesfürchtige, tugendhafte und ehrenfeste Leute hier auf Erden wandelt. Wenn ihr, meine geliebten Enkel, diese Schrift, die ich nicht ohne viele vergossene Zähren verfasse, lesen werdet, so ruhen meine Gebeine, so wie die Gebeine eurer

frommen Großmutter, wohl schon lange auf dem Gottesacker. Bedenkt, daß auch ihr sterben müsset, und lebet so, daß wir uns einst alle, in Hoffnung einer fröhlichen Urständ, im Himmel, wohin auch ich aus diesem armseligen Leben zu gelangen hoffe, wiedersehen! Amen.

Geschrieben in der Nacht des Festes Peter und Paul, im Jahre nach Christi Geburt 1633.

Lukas Vollmar.

(L. S.)

Während Herr Vollmar las, hörte seine Frau so andächtig und mit gefalteten Händen zu, als wäre sie in der Kirche, und reichliche Thränen flossen über ihre Wangen. „Dein Großvater Lukas,“ sagte sie, „war doch ein recht frommer, lieber, redlicher Mann! Diese seine Anrede an seinen Sohn Hugo, an Dich, lieber Friedrich, und an mich und unsere Kinder, geht mir tief zu Herzen. Gott habe ihn selig und vergelte ihm, droben in dem Himmel, seine christlichen Gesinnungen und die Liebe und Vorsorge für uns und unsere Kinder.“

„Das wolle der liebe Gott!“ sprach Herr Vollmar; „wir aber wollen die Ermahnungen des guten, ehrwürdigen Großvaters getreulich befolgen. Der liebe Gott hat es weislich gefügt, daß Er uns diese Schätze erst jetzt finden ließ. Er hat sie uns getreulich aufbewahrt bis zu dieser Stunde, da wir die Hülfe am nothwendigsten haben. Es war gut und von Gott so angeordnet, daß mein Großvater meinem Vater nicht mehr sagen konnte, wo er sein großes Vermögen zur Zeit des Krieges vergraben hatte. Zwar ging es deßhalb meinem Vater in seiner Jugend recht hart; er mußte als ein armer Waisenknabe unter fremden Leuten sich Vieles gefallen lassen; er mußte früh und spät am Schreibtische sitzen. Und als er nach beendigtem Krieg zurückkam in unsere Stadt, mußte der gute Vater Hugo sich unsägliche Mühe geben, seine Handlung neu zu errichten und in Gang zu bringen. Eben so gewöhnte er auch mich an Fleiß und Arbeitsamkeit, und hielt mich mit Ernst an, mir alle Kenntnisse zu erwerben, die einem Kaufmanne nöthig sind. Wäre ich früher in den Besitz all dieses Geldes und Gutes gekommen,

so wäre mir vielleicht davon der Kopf schwindlicht geworden. Ich hätte mich auf den vergänglichen Reichthum verlassen, und mich dem Nichtsthun und der Vergnügungssucht ergeben. Die Erfahrung lehrt es ja, daß große Reichthümer selten auf den dritten Erben kommen, wie ein altes Sprichwort sagt: Die Großeltern sammeln, die Kinder zerstreuen, die Enkel darben. Das trifft nur zu oft ein. Wir wollen daher in unsrer gewohnten bürgerlichen, arbeitsamen und genügsamen Lebensart bleiben und auch unsere Kinder daran gewöhnen, besonders aber sie, wie bisher, in der Furcht Gottes erziehen; Reichthum ohne Gottesfurcht ist ein gefährliches Geschenk und hat schon Viele zu Grunde gerichtet an Leib und Seele."

„Eine gute Erziehung ist der größte Reichthum, den wir unsern Kindern zurücklassen können. Geld ist ein sehr unsicheres Gut; allein wahre Frömmigkeit und ächte Tugend sind mehr als alles Gold. Sie haben ein Gepräge, das nicht nur in dieser Welt gilt, sondern einen bleibenden Werth für die Ewigkeit hat."

Sechstes Kapitel.
Das Abschiedsmahl.

Herr Vollmar schlief nur mehr wenige Stunden und begab sich dann auf das Zimmer des alten Maurers, den er als einen redlichen, verständigen Mann sehr lieb gewonnen hatte. Er sprach zu ihm: „Lieber, alter Vater! ich bin euch großen Dank schuldig. Ihr habt mir zu meinem großväterlichen Erbtheile geholfen.“

„O nein, nein,“ sagte der Greis; „ich bin Ihnen den größten Dank schuldig; Sie haben mir wieder zu meinem Augenlicht geholfen. Sie haben mich als einen fremden, alten, blinden Mann in Ihr Haus aufgenommen; Sie haben mir den Augenarzt rufen lassen, und ihm reichliche Belohnung versprochen, wenn er meine Augen wieder herstelle;

Sie haben mich und meinen Enkel auf das Sorgfältigste verpflegen lassen. In meinem ganzen noch übrigen Leben, das bereits auf die Neige geht, werde ich Ihnen nicht genug dafür danken können. Doch — danken wir dem lieben Gott! Er hat, was ich nicht zu oft wiederholen kann, Ihr Herz bewegt, mich in Ihr Haus aufzunehmen; Er hat meine Augen geöffnet, das schöne Bild zu sehen, um Ihnen Ihr eingemauertes Eigenthum zu entdecken."

„Ihr habt Recht," sagte Herr Vollmar, „wir haben Beide Ursache, Gott zu danken. Allein das überhebt mich nicht meines Dankes gegen Euch. Bleibt nun, lieber, alter Vater, für immer hier in meinem Hause. Ich, meine Frau und meine Kinder wollen Euch gleich unsern Großvater ehren, und Eure Wege, wie man heut zu Tage sagt, mit Blumen bestreuen!"

„O nein, nein," sagte der Greis; „ich ehre und liebe zwar Sie und alle die Ihrigen von Herzen; allein ich sehne mich auch recht von Herzen zurück in meine arme Hütte. Mein Sohn und meine Schwiegertochter zählen Tage und Stunden, mich

zu sehen. O wie freue ich mich darauf, meine kleinern Enkel, die ich noch nie von Angesicht gesehen habe, das erste Mal zu erblicken. Auch sie werden jubeln über die Ankunft ihres geliebten Großvaters. Alle Kinder und Kindeskinder werden jauchzen, mich, der jetzt wieder sieht, wieder zu sehen. — Lassen Sie mich also in Frieden dahin ziehen! — Ich alter, abgelebter Mann tauge nicht mehr in diese Welt. Diese Zimmer sind mir alle zu hoch, zu lang und zu breit. Ich bin da nicht recht zu Hause. In meinem kleinen, traulichen Stüblein werde ich mich besser befinden. Da will ich den Rest meines Lebens Gott widmen, unsere kleine Dorfkirche fleißig besuchen, und des Todes und der Ewigkeit gedenken, bis ich auf unserm kleinen Gottesacker, unter der grünen Bettdecke von Rasen, mich schlafen legen werde."

„Nun denn," sagte Herr Vollmar, „wenn Ihr durchaus nicht anders wollt, so reiset denn in Gottes Namen zurück in Eure Heimath. Ich werde Euch aber ein Jahresgehalt auswerfen, daß Ihr gewiß keinen Mangel leiden sollet. Und da ich

aus Euren Reden abnahm, daß Euer Sohn die Schulden, womit er sein Hauswesen antreten mußte, noch lange nicht alle abbezahlen konnte, und nur ein kleines Ackerfeld und eine kleine Wiese besitzt, so werde ich seine Schulden bezahlen, und ihm größere Wiesen und mehr Ackerfeld ankaufen. In jeder Erdennoth, welcher mit Geld abgeholfen werden kann, sollet Ihr und Euer Sohn bei mir Hülfe finden. Für jetzt aber müßt Ihr noch bei uns bleiben, bis Eure Augen ganz hergestellt sind und Ihr ohne alle Gefahr reisen könnet. Ich werde Euch dann in meiner Kutsche bis in Euer Dorf fahren lassen."

An dem Tage vor der Abreise sagte Herr Vollmar zu dem ehrlichen Alten: „Meine Frau bereitet uns auf diesen Abend noch ein kleines Abschiedsmahl. Gehen wir, Ihr und Euer Enkel, ich und meine Kinder, bis es Zeit zum Essen sein wird, noch ein wenig hinaus vor das Thor in meinen Garten."

Sie gingen. Es war ein unvergleichlich schöner heiterer Sommerabend. Kein Wölkchen war am

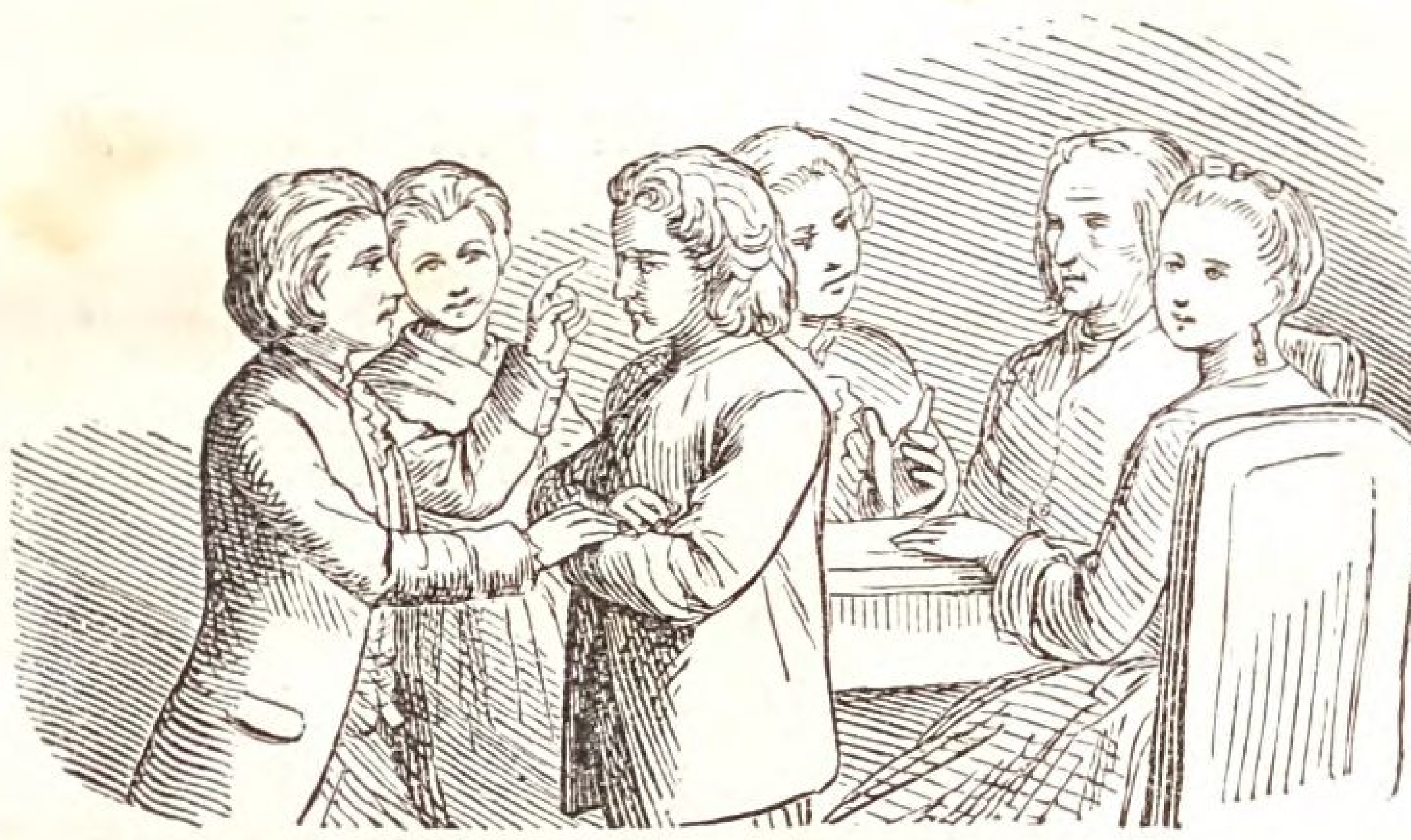
Himmel, und nur sanfte erfrischende Lüftchen wehten. Als der Greis in den Garten getreten war und um sich blickte, sprach er: „Lieber Gott, hier stand ich vor wenigen Wochen blind und in tiefer Finsterniß, und konnte von all der Herrlichkeit, die Du geschaffen hast, nichts sehen! O wie schön ist der Abendhimmel, wie lieblich scheint die Abendsonne, die Alles rings umher vergoldet; wie herrlich blühen die Rosenstöcke und so viele andere Blumen, die ich nicht zu nennen weiß! Es ist doch wahr: Ein blinder Mann, ein armer Mann. Die Sehenden sind reich; sie wissen aber ihren Reichthum nicht zu schätzen."

Max schloß die Augen, und sagte: „Ja es ist wahr! Es ist traurig, blind zu sein und nur so im Finstern zu tappen. Für alles Gold und Silber und alle Edelsteine, die der Vater im Keller gefunden hat, gäbe ich meine zwei Augen nicht."

„Du hast Recht," sagte der Vater; „allein blicke einmal alle diese grünen Blätter, diese Rosen, all die Blumen des Gartens, die Aehren des Feldes da draußen und die Grashalme dort auf der

Wiese recht an. Alle Blumen, Blätter, Aehren und Grashalmen, Alles, was wir sehen, malt sich in dem kleinen Augapfel ab. Welche wunderbare unendlich kleine, feine, zarte Gemälde sind dieses!"

„Darauf habe ich gar noch nie gedacht!" rief Max verwundert. „Wie, Aloys, laß dir einmal



in die Augen sehen! Wahrhaftig, ich sehe mein Bild darin! O wie winzig klein, wie zart und fein es ist! Die wunderschönen Miniaturbildchen, die wir vom Großvater haben, sind bei weitem nicht so zart; sie sind nichts dagegen." Max hatte ein kleines Büchlein in der Hand; er öffnete es, und hielt es etwas empor. „Auch das Büchlein sehe ich," rief er; „aber von den Buchstaben kann ich nichts erkennen! Beide Seiten scheinen fast ganz weiß."

„Und doch," sprach der Vater, „ist jeder Buchstabe, jedes Tüpflein in dem Auge abgemalt. So wie wir ein gedrucktes oder geschriebenes Blatt nur ansehen, ist die Schrift augenblicklich in unserm Auge abgebildet!"

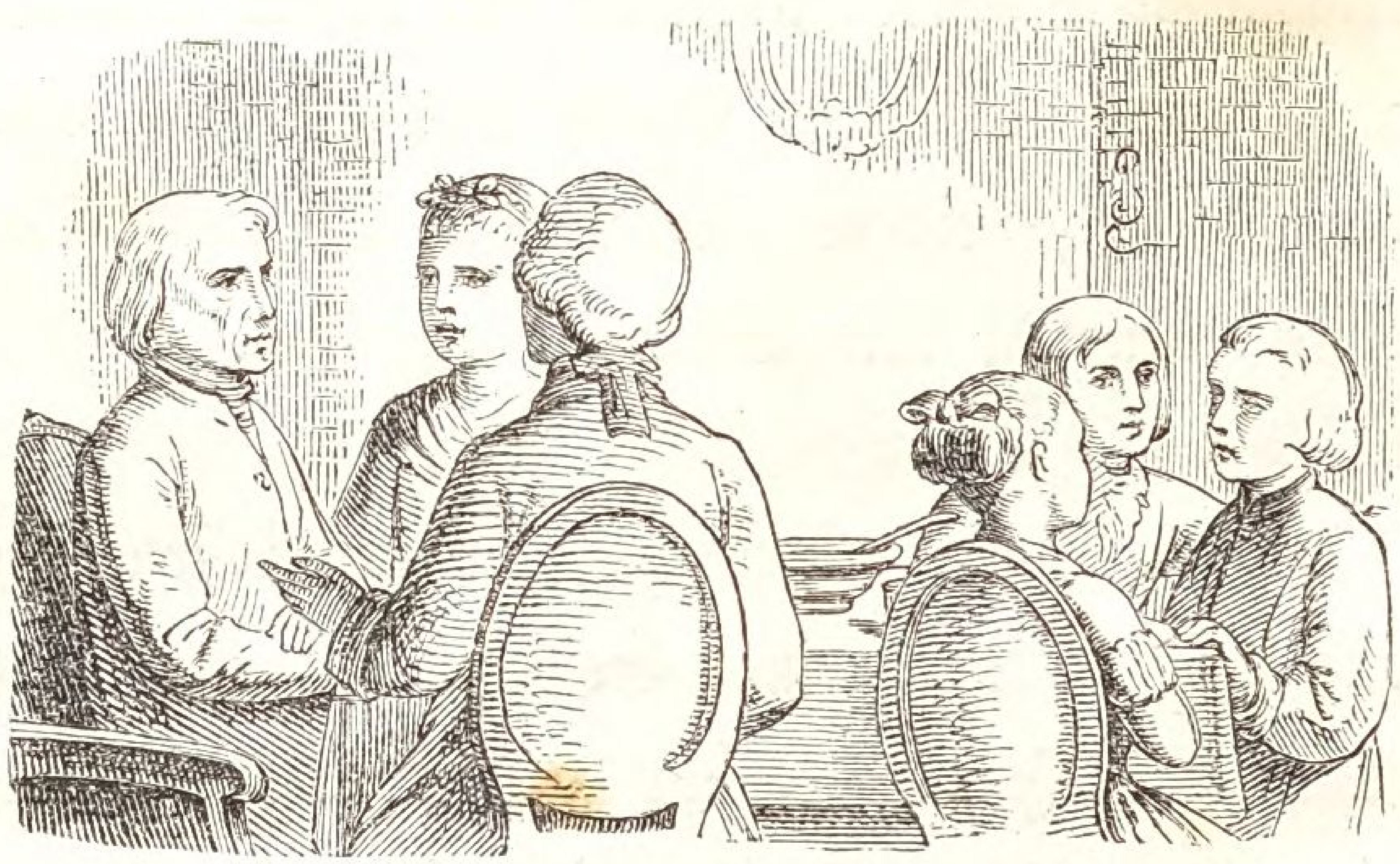
„O wie unendlich fein muß diese Schrift sein!" sagte Max; „so fein könnte unmöglich ein Mensch schreiben. Ich kann nur staunen."

„Wir haben wohl Ursache zu staunen," sprach der Vater. „Welche Weisheit und Allmacht, welche göttliche Kunst ist in den Gemälden, in den Buchstaben, die sich, ohne daß wir es selbst merken, ohne Farben und Pinsel, ohne Dinte und Feder, und doch so scharf und genau in unserm Auge abbilden? Jede Rose, jede Nelke wird da getreu abgemalt; jeder Buchstabe uns gleichsam in's Auge geschrieben. Eben so wunderbar, ja wohl noch wunderbarer ist es, daß alle Gegenstände, die sich in unserm Auge so winzig klein abbilden, uns dennoch so groß erscheinen. Wie klein malt sich der hohe Kirchthurm uns'rer Stadt in unserm Auge ab? Die kleinste Nadelspitze ist nicht so fein

und zart. Und dennoch sehen wir den Thurm mit seinen alterthümlichen Verzierungen, seinen kunstreich durchbrochenen Mauern, und den lichten, Fenstern ähnlichen Oeffnungen fast unermeßlich groß vor uns dastehen. — Wenn wir nur das Auge des Menschen, dieses Wunder der göttlichen Allmacht recht betrachten — so sollten wir auf die Kniee niederfallen und den allmächtigen Schöpfer im Staube anbeten.“ Er blickte anbetend zum Himmel und der Greis und die drei Kinder wurden von einem ehrerbietigen Schauder über Gottes Allmacht und Weisheit ergriffen.

Als die Sonne untergegangen war, kehrte Herr Vollmar mit seiner kleinen Gesellschaft zurück in die Stadt. Die Frau Vollmar hatte in dem Zimmer, in dem das schöne Christusbild hing, die Abendtafel gedeckt, und mit dem gefundenen Silbergeschirre, das ein Silberarbeiter gereinigt hatte, herrlich geziert. Vier Wachskerzen brannten auf silbernen Leuchtern, und alles Silber auf der blendend weiß gedeckten Tafel glänzte und schimmerte so schön und hell, als wäre es ganz neu

aus der Werkstätte gekommen. Max sagte zu seinem Schwesterchen: „Nicht wahr, jetzt sieht dieses Silber ganz anders aus? Damals aber, als du es das erste Mal gesehen, sagtest du: O weh, aus diesen grünen Bechern möchte ich nicht trinken.“ Er lachte dabei. Der Vater befahl Stillschweigen, und Franziska, an der eben die Ordnung war, mußte das Tischgebet vorbeten. Man setzte sich.



Der ehrwürdige Greis, dem zu Ehren das Abschiedsmahl gegeben wurde, mußte zwischen Herrn und Frau Vollmar sitzen; Aloys aber zwischen Max und Franziska.

Während des Essens wurde fast nur davon gesprochen, was sich Alles seit jenem Abende ereignet

hatte, da Herr Vollmar den Greis und dessen Enkel aus dem Fenster des Gartenhauses erblickt hatte.

„Es war ein großes Glück für mich,“ sagte der Greis, „oder vielmehr eine liebreiche Schickung Gottes, daß Herr Vollmar mich dort sitzen sah, und mein Gespräch mit meinem Enkel hörte. Ja, werthester Herr Vollmar,“ sprach er, „ich kann es nicht genug wiederholen: Gott hat Ihr Herz gerührt, daß Sie, wiewohl Sie selbst in bedrängten Umständen waren, sich meiner Noth erbarmt und mich so gütig in Ihre Wohnung aufgenommen haben. Ach damals, als ich blind und von Finsterniß umgeben dort gesessen, da war es in meiner Seele wohl noch dunkler; mir war sehr bange um das Herz, wie es mir, einem fremden, alten Manne, in der großen volkreichen Stadt ergehen werde! O wie glücklich bin ich nun, da mir meine beiden Augen gleichsam neu geschenkt sind! Blind und arm kam ich hieher; sehend und reichlich beschenkt kehre ich zurück. Welche Freude werde ich nach Hause bringen, da nun auch mein Sohn, sein gutes Weib und meine Enkel vieler Sorgen überhoben

und aus großer Noth herausgerissen werden. Ach, ich bin zu geringe all der Barmherzigkeit, die Gott an mir gethan hat.“

„Gegen uns hat Gott sich eben so gnädig und barmherzig erwiesen,“ sagte Frau Vollmar; „wir standen wirklich in Gefahr, nicht nur dieses unser Haus und den Garten draußen vor dem Thore zu verlieren, sondern in sehr dürftige Umstände zu kommen, und überdieß noch vieler Schmach und Verachtung ausgesetzt zu werden. Gott hat sich Eurer, lieber, alter Vater, als eines Engels bedient, der uns anzeigen mußte, wo Hülfe für uns bereitet sei. O schon damals, als der Großvater diese Schätze durch Euch in jenes geheime Gewölbe bringen ließ, hatte der liebe Gott im Sinn, uns und Euch eine große Wohlthat zu erweisen! Er sah diese Stunde voraus, in der wir uns gemeinschaftlich hier erfreuen und seine Güte preisen. Er legte seinen Segen auf den großen Schatz, den uns der Großvater hinterlegt hat.“

„Ja, ja,“ sagte Max, „der reiche Schatz, den uns der Großvater hinterlassen hat, ist ein herrliches Erbtheil.“

„Nein, lieber Max," sprach der Vater, „ich weiß noch ein viel besseres Erbe, das von unsern Groß- eltern auf uns gekommen ist."

„Einen noch größern Schatz, als das viele Gold und Silber?" rief Max verwundert.

„Und als die schönen funkelnden Edelsteine," fragte Franziska, „die noch mehr werth sein sollen, als Gold und Silber?"

„Alles Gold und Silber, und alle Edelsteine der Welt sind nichts gegen den Schatz, den ich meine!" sprach der Vater.

„Wissen Sie denn wirklich, wo dieser Schatz verborgen liegt?" fragte Max.

„Es ist kein verborgener Schatz," sprach der Vater; „Jedermann, der nur nicht ohne alles Gefühl ist, kann ihn wahrnehmen."

„Ei, jetzt weiß ich wohl, was der Vater meint," sagte Max; „es ist das schöne Christusbild. Die Mutter sagte oft, es ruhe ein besonderer Segen darauf. Und hätte es der Vater damals verkauft,

als jener Engländer ihm vieles Geld dafür geben wollte, so hätten wir den Schatz, der in unserm Haus verborgen war, sicher nicht gefunden."

„Auch das schöne Bild ist es nicht, was ich meine, obgleich es wegen der großen Kunst des Malers und noch mehr wegen Desjenigen, den es vorstellt, einen hohen Werth hat. Das beste Erbtheil, das schon von euren Urgroßeltern auf eure Großeltern gekommen, das, wie ich glaube, auf uns, eure Eltern, sich forterbte, und das, wie ich hoffe, auch euer Erbtheil sein soll — ist Gottesfurcht und Frömmigkeit, Tugend und Rechtschaffenheit. Eben dieses ist es, was Christus, der Herr, selbst gesagt hat, als die Schwester Martha's, Maria, zu Seinen Füßen saß, einzig nur darauf bedacht, Seine Worte zu hören und zu vollbringen. „Eines ist nur nothwendig, sprach Er; Maria hat den besten Theil erwählt, der ihr nicht wird genommen werden."

„Was könnten alle Schätze der Welt uns helfen, wenn wir Gott vergessene, leichtsinnige, lieblose Menschen wären, die nichts Besseres wissen, als es sich in dieser Welt wohl sein zu lassen?

Diese Schätze würden uns dann nur noch schlechter und elender machen. Auch würde es uns nichts helfen, das herrliche Bild des Erlösers, so geistreich es auch gemalt ist, blos im Hause zu haben, wenn wir gegen Ihn selbst keine Liebe und Dankbarkeit hätten, wenn wir uns dadurch nicht an all' Seine Liebe gegen Seinen himmlischen Vater und gegen uns Menschen erinnern ließen, wenn wir Seine Dornenkrone, die Wunden in Seinem heiligen Angesichte, die Spuren der Faustschläge, die herabrinnenden Blutstropfen, Seine vertrauensvollen Blicke zum Himmel mit kaltem Herzen ansehen könnten; wenn wir uns davon nicht zum Gehorsam gegen den himmlischen Vater; zur aufopfernden Liebe gegen die Menschen; zur Geduld und Gottergebenheit im Leiden; zum Abschen vor allen Sünden, wegen deren Er so viel gelitten hat, bewegen ließen."

„Unsere frommen christlichen Voreltern zierten ihre Wohnungen mit solchen Gemälden, nicht blos um die Kunst des Malers daran zu bewundern, die auch jetzt noch bewundert und theuer bezahlt

wird — nein, sie thaten es aus Andacht. Wahres Christenthum war ihr kostbarstes Kleinod. Ihr frommer, christlicher Sinn zeigte sich in ihrem ganzen Leben — auch in der Hauseinrichtung."

„Betrachtet einmal, hier auf dem Tische, diese alterthümlichen Becher, die sich unter dem gefundenen Schatze befanden. Der silberne Becher mit goldenen Verzierungen, den die Mutter unserm Freunde, dem alten Vater Christian vorsetzte, ist das älteste Erbstück unsrer Familie. Dieser Becher wurde meinem Urgroßvater, Albert Vollmar, der über fünfzig Jahre Bürger und Kaufmann dahier gewesen, von seinen Kindern und Enkeln zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum geschenkt. Seht da, in dem goldenen Schildchen, von kunstreich getriebener Arbeit, ist der ehrwürdige Greis Simeon mit dem Jesuskinde vorgestellt; diese Vorstellung drückt den Wunsch dieses meines Urgroßvaters aus, im Glauben an Jesus, so fröhlich, wie Simeon, dahin zu scheiden. Die Namen des ehrwürdigen Lukas Vollmar und seiner Hausfrau, Monatstag und Jahrzahl sind rings um den Becher zierlich gestochen.

Ehrfurcht gegen Gott und Eltern gingen gleichsam Hand in Hand. Mein Becher da, und der Becher eurer Mutter, sind Hochzeitgeschenke, die meinen Großeltern verehrt wurden; auf dem goldenen Schildchen meines Bechers hier, ist das erste Ehepaar im Paradiese, und auf dem Becher eurer Mutter die Hochzeit zu Kana abgebildet; und in den silbernen Becher rings umher sind Namen, Tag und Jahr eingegraben. So haben die frommen Menschen jener Zeit die heilige Geschichte und ihre Familiengeschichte mit einander vereinigt; so waren sie bemüht, ihr häusliches Leben zu heiligen und ihre Familienfeste zu christlichen Festen zu machen."

„Die drei silbernen Becherchen, aus denen ihr Kinder heute trinket, sind Geschenke von Taufpathen. Dein Becherchen da, Franziska ist noch das Pathengeschenk, das meiner Großmutter von ihren Taufpathen gemacht wurde; dein Becherchen, Max, wurde für meinen Großvater am Tage seiner Taufe seinen Eltern überreicht; wie das Alles darauf geschrieben steht. Der kleine zierliche

Becher, den Aloys vor sich stehen hat, war ein Pathengeschenk für die Schwester meines Großvaters. Ihr Namen, Maria Vollmar, und der Tag ihrer Geburt ist, mit einem zarten Kranze von Rosen und Lilien umgeben, in das Silber hineingestochen. Sie wuchs zu einer Jungfrau von ganz ausnehmender Schönheit heran, eben so ausgezeichnet an Frömmigkeit und Tugend. Allein sie starb in der vollsten Blüthe des Lebens als Braut! Auf der andern Seite des Bechers ließen ihre trauernden Eltern den Tag ihres Todes eingraben, und darunter die Worte der heiligen Schrift setzen: Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit des Menschen wie die Blume des Grases. Das Gras verdorrt und die Blume fällt ab. — Die Welt mit ihrer Lust vergeht; wer aber den Willen Gottes thut, der besteht in Ewigkeit."

„O, es ist rührend," sprach Herr Vollmar, „so seiner Eltern und Großeltern zu gedenken! Wir wollen ihr Andenken ehren und in ihre Fußstapfen eintreten und nie von ihren frommen einfachen Sitten abweichen. In Gottesfurcht und Tugend allein ist Heil."

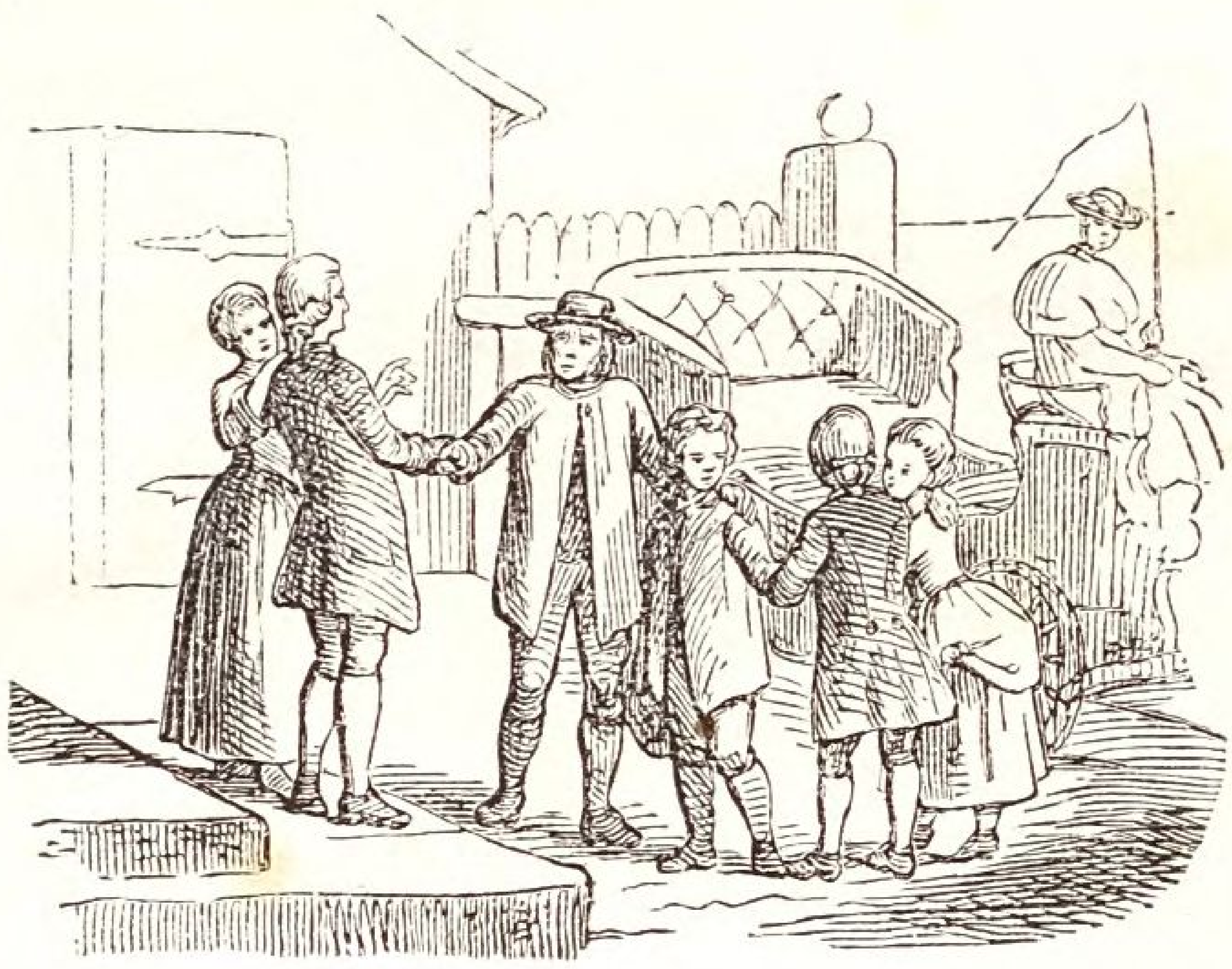
„Doch,“ sprach jetzt der Vater, „laßt uns nun auf das Wohl unsers lieben Gastes trinken, der die Becher da einst eingemauert hat, und sie mit ihren Inschriften, die so theure Erinnerungen in uns erwecken, wieder an das Tageslicht gefördert hat. Er soll noch lange das Tageslicht sehen und an seinen Kindern und Enkeln noch recht viele Freuden erleben.“ Der ehrwürdige Greis ward sehr gerührt; Thränen hingen an seinen grauen Augenwimpern und flossen ihm über seine von Alter abgezehrten Wangen.

„Meine großen Wohlthäter, Herr und Frau Vollmar sollen leben!“ sagte er; „Gott wolle es Ihnen vergelten, was Sie an mir gethan haben, und Er wolle auch Ihre Kinder reichlich segnen — zeitlich und ewig.“ Er trank, schwieg eine Weile und sagte dann noch: „Ich erkenne es als eine große Wohlthat Gottes, daß ich das Augenlicht wieder erlangt habe; allein für eine noch größere Wohlthat Gottes halte ich es, daß Er mich in eine so christliche Familie geführt hat, wo ich so viel Gutes hörte, und mein Glaube neu

belebt wurde. Das Licht der Seele ist mehr als das Licht des Leibes, als das Augenlicht, das wir mit den Thieren gemein haben. Eine rechte, lebendige Erkenntniß Gottes ist das Licht der Seele. Wir wollen daher den Glauben an Gott — Christus — Tugend — und ewiges Leben höher als selbst unsere Augen schätzen — uns davon leiten lassen, und diesen Glauben auch sorgfältiger bewahren, als unsere beiden Augen. Wir wollen uns einen Schatz im Himmel sammeln, der mehr ist, als alle Schätze der Welt. Gottesfurcht, Tugend und Rechtschaffenheit sei das beste Erbtheil, das wir unsern Kindern zurücklassen."

Am folgenden Morgen, nach dem Morgengebete und Frühstücke, wurde angespannt und die Kutsche fuhr vor. Sie war wohl bepackt; Frau Vollmar hatte sie mit mancherlei Geschenken für den Greis und dessen Kinder und Enkel vollgestopft. Der Greis nahm von Herrn und Frau Vollmar mit Thränen in den Augen Abschied; auch Aloys küßte Beiden die Hand, und sagte den Kindern Lebewohl. Alle begleiteten den ge-

rührten Greis und den schluchzenden Knaben an die Kutsche. „Gott vergelte Ihnen Alles," sagte der Greis noch einmal, „und sei und bleibe mit Ihnen. Er lasse uns im Glauben an Christus



leben — und einst so selig sterben, wie Simeon mit den Worten: „Nun, Herr, laß Du Deinen Diener im Frieden dahin scheiden, denn meine Augen haben das Heil und das Licht gesehen, das Du für alle Völker bereitet hast."

1 Stahlstich
25 Holzschnitte
R

Schmid

2. Ex.

Illustrirte Ausgabe der kleinen Erzählungen

von Christoph v. Schmid.

Ostereier. Weihnachtsabend. Eichenfels.

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde:

Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen. Die Waldkapelle.

Das Täubchen. Das verlorne Kind. Das Lämmchen. Gottfried, der junge Einsiedler.

Neue Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde:

Die Hopfen-Blüthen. Die christliche Familie. Das alte Raubschloß. Das stumme Kind. Ludwig, der kleine Auswanderer.

Die Kirschen. Die Margarethenblümchen. Das Vergißmeinnicht. Der Kuchen. Die Krebse. Das Rothkehlchen. Das Vogelnestchen.

Blumenkörbchen. Mathilde und Wilhelmine. Das beste Erbtheil. Blüthen. Timotheus und Philemon. Pauline.

Der Eierdieb. Emma. Itha von Toggenburg. Rirlanda. Gotthold. Der Alte von den Bergen. Die Lautenspielerin. Die Erdbeeren. Der kleine Kaminfeger. Der Blumenkranz.

Druck und Verlag von G. J. Manz in Regensburg.